

Berner  
Bücherschatz

Wunderbar  
geführt  
von  
Ulrich Lörcher.



6. Band.

# Barmer Bücherstiftung.

Unter diesem Titel veröffentlichen wir eine Sammlung von Lebensbildern und guten unterhaltenden und beschreibenden Erzählungen für Schul-, Vereins- und Hausbibliotheken.

Jeder Band enthält 5—6 Bogen mit trefflichen Illustrationen und ist stark in grün Leinen gebunden mit hübscher Deckelprägung.

Preis jeden Bandes nur M. 1.—, des Doppelbandes nur M. 1.60.

Inhalt:

Bd. I.

**Philipp Melancthon**

von Karl Friedr. Ledderhose.

Mit vielen Bildern.

Bd. II.

**Der Franzosenpeter.**

Lebensgeschichte

des Peter Harres, eines Veteranen von 1813, 14 und 15.

Mit Bildern von Maler O. Beerfurth.

Bd. III. und IV. (Doppelband).

**Augustin Günther's merkwürdige Lebensgeschichte.**

Ein Kulturbild aus dem Jahrhundert des 30jährigen Krieges.

Von ihm selbst erzählt.

Mit Bildern von Maler R. Steef.

Ein hochinteressantes Bild eines bewegten Lebens, das in keiner Bibliothek fehlen sollte.

Die uns überlassenen handschriftlichen Aufzeichnungen stammen aus der Feder eines einfachen Handwerkers und lassen uns in das Leben und Treiben des 17. Jahrhunderts einen Blick thun.

Bd. V.

**Die Familie Thompson. Meister Martje.**

Zwei Erzählungen aus Afrika

von P. D. von Blomberg.

Mit mehreren Bildern von Maler R. Steef.

Bd. VI.

**Wunderbar genug**

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten von H. Lörcher.

Mit Bildern von Maler R. Steef.

Wir haben dem „Barmer Bücherstiftung“ eine ganz vorzügliche Ausstattung hinsichtlich des Papiers, wie der Illustrationen gegeben, dabei den Preis so niedrig bemessen, daß die Bändchen weitesten Kreisen zugänglich gemacht sind.

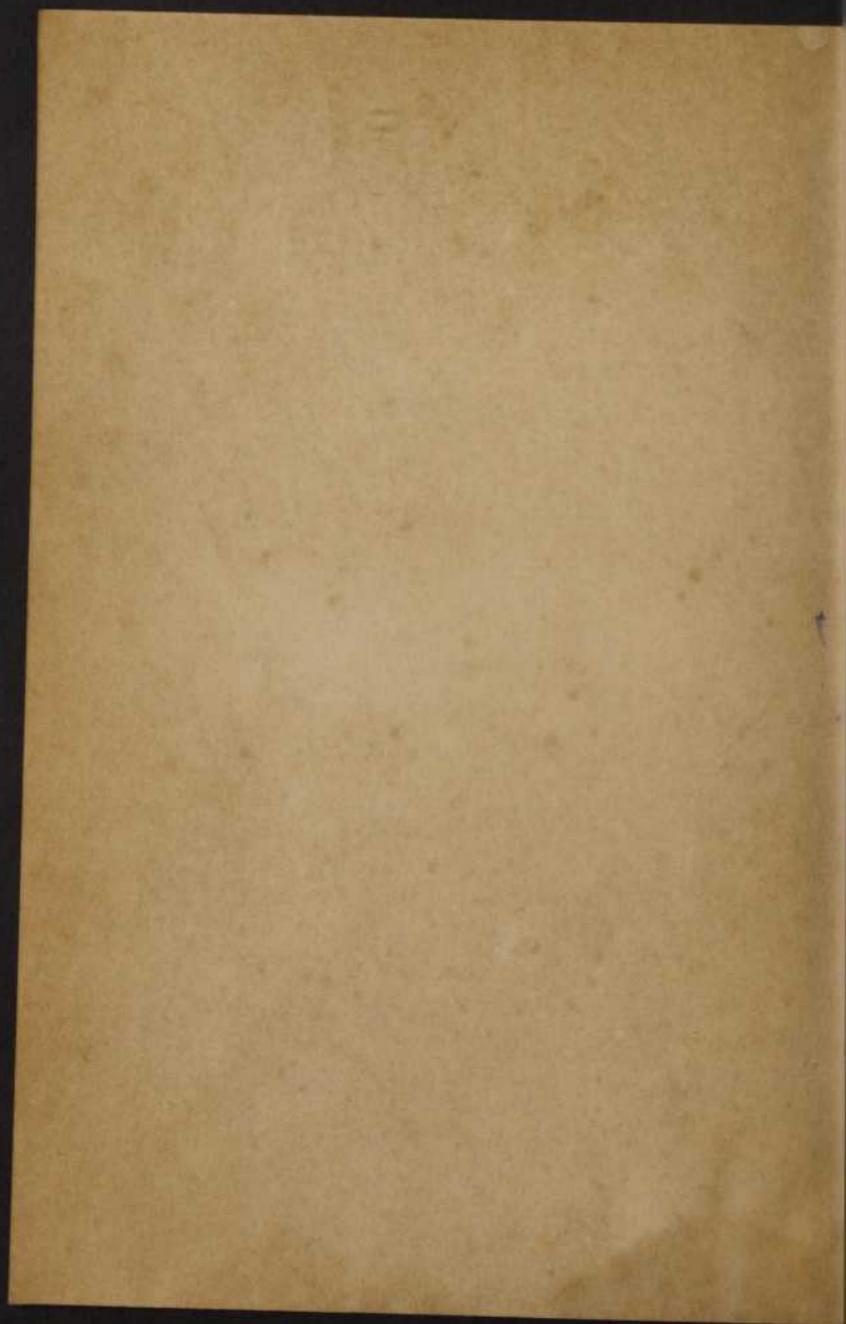
Jedes Jahr erscheinen 2 eifere Bände.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von uns. —

本  
記

三  
四  
五

六  
七  
八



# Barmer Bücherschatz.

Band 6.

---

Wunderbar geführt.

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten

von

Ulrich Lörcher.

---

Mit Bildern von Maler B. Starcke.

---

Barmen.

Verlag der Wupperthaler Traktat-Gesellschaft.  
(E. Biermann.)

D  
LOE



H

63/1427 D

[um 1890]



## Wunderbar geführt.

---

### I.

Es waren Ferien — mit dem heutigen Tage hatten sie begonnen. Eine wahre Festtagsfreude hatte sich über uns alle ausgebreitet, als wir uns beim Frühstück zusammensanden. Ich sage über uns alle; — denn auch Vater und Mutter freuten sich von Herzen mit, was sonst in vielen Familien bei Beginn der Ferien nicht zutrifft, sich bei uns aber dadurch vollauf erklärte, daß mein Vater Schulmeister im Dorfe war. Noch vergrößert wurde diese Freude durch den wunderschönen Herbstmorgen, der heute angebrochen war. Die so früh eingerückten Herbststürme hatten sich wieder gelegt. Die Sonne strahlte glanzvoll vom Himmel. Die alte schon entschwundene Herrlichkeit des Sommers schien wieder anzubrechen. Es war einer jener wenigen schönen und milden Tage, welche uns gewöhnlich noch vor dem anhaltend rauhen Herbstwetter vergönnt sind, und die das Volk mit dem stillen beglückenden Walten einer würdigen alten Frau im weißen Silberhaare vergleicht, indem es diese schöne Herbstzeit „Altweibersommer“ nennt.

„Die güld'ne Sonne  
Voll Freud und Wonne

Bringt unseren Grenzen  
Mit ihrem Glänzen  
Ein herzerquickendes, liebliches Licht,“

so erklang aus sieben frischen Kinderkehlen das altbekannte Morgenlied Gerhards, und ich kann meinen Vater noch heute sehen, wie er vor dem Flügel saß und mit des „Basses Grundgewalt“ in das herrliche Loblied mit einstimmte.

Wir Kleinen hatten es kaum erwarten können, bis die Morgenandacht beendet war, und wir hinausdurften in den jugendfrischen Morgen. Wir durften heute den Vater auf einer Wanderung begleiten, nicht nur, um uns nutzlos in Feld und Wald umherzutummeln, um seltene Blumen zu pflücken oder um schönen Schmetterlingen nachzujagen, nein, wir wollten heute mit Bienenfleiß die Früchte des Herbstes einsammeln. Unsere Ernte war jedoch nicht gewöhnlicher Art. Wir konnten nicht mit Kübeln und Schere hinausziehen nach grünen Nebengeländen, um die fastig schwellenden Trauben zu pflücken; auch an eine Einheimigung der Obsternte war in unserem hochgelegenen Gebirgsdorfe nicht zu denken. Die beiden Apfelbäume, die in unserem Schulgärtchen standen, waren ihrer Früchte längst beraubt. Es handelte sich nur um die Ernte der Bucheckern.

Auf den Hochfläichen der schwäbischen Alb findet man auf den stundenlang ausgebreiteten Weideplätzen oft prächtige Buchenbestände, die in ähnlicher Weise wie im Thale die Obstbäume, das weite Heibeland beschatten. Diese einzelnstehenden Buchen sind in gewissen Jahren besonders reichlich mit Bucheckern be-

laden. Dann zieht alt und jung hinaus auf die Heide, um „Buchele“ zu holen. Um wenig Geld kann man von der Gemeinde eine ganze Reihe Buchen zum Ab-ernten pachten. Man breitet unter die Buche, deren Früchte man einheimsen will, breite, leinene Tücher und Säcke aus. Dann wird mit der Art gegen den Stamm geschlagen, worauf ein ganzer Regen „Buchele“ auf die Tücher herniederprasselt. Etliche junge Burschen steigen wohl auch auf die Buche und schütteln die einzelnen Äste und Zweige ab, oder man sucht dies von unten durch lange, mit eisernen Haken versehene Stangen zu bewerkstelligen. Die Bucheckern werden in Säcken nach Hause gebracht und zur Ölmühle geführt. Es wird aus ihnen ein sehr festes, geruchloses, wohlschmeckendes Öl ausgepresst, welches sich zur Zubereitung der im Schwabenlande so beliebten „Rüchle“ vortrefflich eignet.

Man kann sich denken, daß wir Jungen an dieser etwas abenteuerlichen Bucheckernernte eine große Freude hatten; diese Ernte war freilich nicht zugleich mit einem Genuß verbunden, wie bei einer Obst- oder Weinernte, doch wenn wir die „Buchele“ so herniederprasseln sahen auf unsere leinenen Tücher und dann unseren Sack damit füllten, da knüpfte sich an sie gerne die so verlockende Vorstellung ihrer zukünftigen Bestimmung. Wir sahen unsere geliebten „Rüchle“ in der mit „Buchelesöl“ gefüllten Pfanne schwimmen, das Prasseln des Herdfeuers und das Prozeltn der Schmorpfanne ertönte als ferne Zukunftsmusik in unseren Ohren.

Wir traten also, der frohesten Erwartungen voll, mit Tüchern, Körben, Haken u. s. w. bepackt, unsere Morgenwanderung an. Es war eine Stunde Wegs, bis wir die Gemeinde-Weideplätze erreichten, wo mein Vater zwölf große Buchen von der Gemeinde gepachtet hatte, die wir heute abzuernten gedachten.

Unser Weg ging durch Bergwiesen hin, die mit den blätterlosen, bläulichweißen Herbstzeitlosen übersät waren. An ihnen hingen noch Millionen von Tautröpfchen, in denen die Sonnenstrahlen in wundervoller Farbenpracht gaukelten und in ihrem Glanze auch mit dem prächtigsten Steingeschmeide der Menschen nicht zu vergleichen waren. In der Luft sowie an Bäumen und Sträuchern schwebten ebenfalls, von Tautropfen behangen, gleich Perlenschnüren jene zahllosen Gewebe kleiner Spinnen, welche man „Mattenfäden“ nennt.

Wir waren auf einem Hügel angelangt, auf dem man eine herrliche Fernsicht genoß. Die ganze Landschaft um uns her war mit einem zarten bläulichen Schmelz überhaucht, den nur Herbsttage gewähren können. Und dazu welch prachtvolle Aussicht auf die schneeigen Alpenberge, da tauchte die Jungfrau, Finsterahorn, Mönch, Zugspitze mit ihren spitzen Kanten und Rissen vor unserem entzückten Auge in einer so wundervollen Klarheit auf, als wenn sie kaum zehn Meilen von uns entfernt wären! Mein Vater stand stille und schaute, an den Stamm einer Buche gelehnt, längere Zeit hinüber nach der herrlichen Alpenlandschaft, die ein solch entzückendes Panorama bot. Auch wir wurden auf einige Sekunden von den Schneebergen gefesselt.

Doch schon im nächsten Augenblick bemühten wir uns, mit Hilfe des Spazierstocks unseres Vaters einen Buchenast zu schütteln. Wir beide — ich und mein Bruder — hingen uns aus Leibeskraften an den Stock. Aber o weh! Der schöne elfenbeinerne Griff des Spazierstocks brach entzwei! Wir hatten uns von dem Schreck noch nicht erholt, als uns auch bereits die strafende Nemesis ereilte, die sich zuerst in schallenden Ohrfeigen, dann aber in vollständig taktischeren Schlägen auf einem gewissen Teil unseres Körpers, ausgeführt durch den Spazierstock, den wir eben seines Kopfes beraubt, in empfindlichster Weise vollzog. Es war nicht das erste Mal, daß uns unser Vater seine erzieherischen Grundsätze in dieser für uns nicht eben angenehmen Form angebeihen ließ. Unser Vater war noch ein Mann von der alten Schule. Trotz der herzlichen Liebe, mit der er jedem von uns zugethan war, spielte der Stab Wehe nicht bloß, wenn es galt, gegen unsere Unarten anzukämpfen, sondern auch beim Eindrillen der lateinischen Konjugationen eine sehr bedeutungsvolle Rolle. Es vergingen oft Wochen, bis einmal ein Tag kam, an dem wir völlig straflos zu Bette gegangen wären. Wie wenig aber ahnten wir, daß es die letzte Züchtigung war, die unser lieber Vater uns erteilte, und wie sollte es uns heute zum Bewußtsein kommen, daß wir unseren Vater trotz seiner Strenge von ganzem Herzen liebten!

Endlich waren wir auf dem weiten Heidefeld angekommen, das mit den Buchen bewachsen war, die mein Vater gemietet hatte. Der Anblick der mit

Bucheckern beladenen Bäume und die Freude darüber, daß nun das „Buchelesjchütteln“ beginnen sollte, verschlechte die letzten Spuren des noch vor kaum einer Stunde über uns ergangenen Wehes. Mit lautem Galloß wurden die alten Leinentücher, die uns die Mutter mitgegeben, unter dem ersten Baume ausgebreitet. Und dann ging's drauf und dran, der eine schüttelte mit den eisernen Haken die am niedrigst hängenden Äste, ein anderer schlug mit der schweren Art gegen den Stamm, so daß die „Buchele“ zu Tausenden herniederprasselten, endlich aber stiegen wir, wenn es irgendwie ging, mit Hilfe einer kleinen Leiter auf den Baum, kletterten wie Sackfüßchen an den Ästen und Zweigen empor und rüttelten nach Leibeskräften, bis nur noch wenige Bucheckern oben auf der Krone des Baumes hangen blieben, die wir, weil für uns unerreichbar, den Raben und Sackfüßchen als Futter überlassen mußten. War aber ein Baum auf diese Weise abgeschüttelt worden, dann begann die Arbeit unter demselben. Die mit Bucheckern übersäten Tücher wurden sorgfältig zusammengebreitet und ihr Inhalt in große Waschkörbe oder Säcke geschüttet. So ging es bis zum Nachmittag fort. Dann legten wir uns alle unter eine schattige Buche und verzehrten ein tüchtiges Brutterbrot mit etwas Wurst und Likör als Mittagsbrot. Wein oder Apfelmost wird von den Bewohnern der schwäbischen Alb nur selten genossen.

Es war Abend geworden. Wir waren von der anstrengenden Arbeit des Tages ziemlich ermüdet und legten uns lieber in den Schatten eines Baumes, als

daß wir uns noch um das Abschütteln der Bucheckern bekümmerten. Um so ausdauernder bewies sich mein Vater bei der Arbeit. Er war ein großer, kräftiger Mann und handhabte besonders die Art mit so großem Nachdruck, daß die meisten Bucheckern schon durch seine Schläge gegen den Stamm herniederprasselten.

Die Sonne neigte sich schon hinter die in der Ferne blinkenden Schneeberge, die in der Abenddämmerung in wunderbarem Glanze funkelten, als wir alle Bäume bis auf einen einzigen abgeerntet hatten. Diese Buche war besonders hoch und stattlich, wie man sie im Walde wohl kaum findet. Es erforderte daher besondere Anstrengung, sie abzuernten. Wir Kinder waren vollständig ermüdet, und so fiel meinem Vater allein die Aufgabe zu, die Bucheckern abzuschütteln. Er versuchte es zuerst mit der Art, jedoch mit wenig Erfolg. Der Stamm des Baumes war zu massiv und gewaltig, als daß durch Schläge mit der Art eine große Erschütterung hätte hervorgebracht werden können. Auch unsere eisernen Haken reichten nur so weit, daß die untersten Äste der Riesenbuche damit geschüttelt werden konnten. Wenn wir die Bucheckern abernten wollten, blieb meinem Vater nichts übrig, als den Baum zu besteigen. Das war aber keine so leichte Aufgabe, da unsere Leiter weit nicht an die Äste der Buche heranreichte. Trotzdem war mein Vater entschlossen, das Wagnis auszuführen, worüber wir uns nicht wenig freuten. Wir Kinder hielten große Stücke auf unseren Vater und waren stolz auf seine Kraftleistungen. Er war als der stärkste Mann in der ganzen Umgegend be-

kannt. Beim letzten Turnerfest hatte er glänzende Proben hiervon abgelegt.

Mein Vater war eben im Begriff, die Leiter zu besteigen, als der Fuhrmann mit seinen beiden Ochsen heranzufuhr, der zum Heimführen unserer Bucheckern bestellt war. Es war der gute Gottfried, unser getreuer Nachbar und Tagelöhner, der von uns allen als Hausfreund angesehen wurde. Wir begrüßten sein Kommen mit lautem Jubel, da wir uns auf die schöne Heimfahrt im Ochsenwagen schon längst gefreut hatten. Als aber der gute Gottfried sah, wie mein Vater die Riesenbuche bestieg, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und bat meinen Vater, doch um Gottes willen etwas derartiges nicht zu unternehmen, einen solchen Baum könnte man kaum mit der größten Feuerleiter besteigen, geschweige denn mit einem solch kleinen Leiterlein, das ja nur sechs Sprossen habe. Zudem sei es Abend und es werde dunkel, da könnte leicht ein großes Unglück passieren. Mein Vater lachte über die, wie er meinte, allzu große Ängstlichkeit des guten Gottfried. Ohne sich weiter an die Mahnungen des braven Nachbarn zu kehren, hieß er uns beide die Leiter festhalten und schwang sich dann, nachdem er einen Ast erfaßt hatte, mit einem kräftigen Schwung in die Gabel der Riesenbuche. Mir war dabei bange zu Mute gewesen, und als wir Knaben den Vater in der Gabel des Baumes stehen sahen, riefen wir ihm ein lautes Hurrah! zu. Und nun schwang er sich von Ast zu Ast; jeder wurde geschüttelt und bald lagen auf unseren Tüchern ganze Berge von Bucheckern. Der Vater

hatte wohl gewußt, warum er gerade diesen Baum noch spät am Abend besteigen wollte; diese Niesenbuche trug allein so viele Früchte, wie alle anderen zusammen. Wir sechs Kinder — der jüngste Knabe war kaum fünf Jahre alt und bei der Mutter zu Hause geblieben — hatten beim Anblick dieser reichlichen Ernte alle Müdigkeit vergessen und arbeiteten mit einander in die Wette, die Früchte in unsere Körbe und Säcke zu schütten. Auch dem guten Gottfried war über dieser unerwarteten Bescherung alle Furcht für meinen Vater geschwunden und er half beim Einheimsen des reichen Segens mit, indem er versicherte, daß er in den fünfzig Jahren, in denen er nun schon „Buchele schüttle“, noch nie einen Baum gesehen hätte, der auch nur annähernd so viel getragen hätte wie dieser. So verging uns die Zeit unter munterem Geplauder. Mein Vater war mit seiner Arbeit fertig und begann wieder abzustiegen. Wir waren so eifrig mit unseren Bucheckern beschäftigt, daß keines nach ihm hinauffah. Ein Angstschrei schreckte uns plötzlich aus unserer Arbeit empor. Wir schauten zum Baume hinauf, ein entsetzlicher Anblick machte uns auf einen Augenblick stumm vor Schrecken. Mein Vater war von dem Aste, auf dem er gestanden, abgestürzt und in eine Gabel der Buche gefallen, in der er nun rittlings mehr hing als saß. Er hatte sich offenbar sehr bedeutende Verletzungen zugezogen und hing nun bewußtlos an dem Baum. Er wäre abgestürzt, wenn er nicht so fest zwischen die beiden Äste eingeklemmt worden wäre. Wir mußten ihm helfen, ihn herabholen, doch wie sollten wir das beginnen? Hatten wir doch nur ein kleines Leiterchen, mit dem

keiner von uns im stande war, auch nur den Baum zu ersteigen, noch viel weniger den Unglücklichen herabzunehmen. Man hätte denken sollen, daß unser Fuhrmann noch am ehesten hätte etwas beitragen können zur Rettung meines Vaters. Doch der gute Gottfried hatte den Kopf völlig verloren, er schlug einmal über das andere die Hände zusammen, begann zu weinen und rief fortwährend: Habe ichs nicht gesagt, der Herr Schulmeister würden herabfallen? Einen solchen Baum zu besteigen, ohne Leiter, das ist ja Gott versucht u. s. w. Auch wir Kinder begannen laut zu jammern und zu wehklagen. Endlich, nachdem wohl eine Viertelstunde auf diese Weise nutzlos vergangen war, kam ich so weit zur Besinnung, daß ich Gottfried und meine beiden Brüder aufforderte, mit mir nach dem Schafhause zu gehen, das freilich wohl zwanzig Minuten von der Unglücksstätte entfernt war, um daselbst eine Leiter zu holen. Wir hatten den Weg kaum halb zurückgelegt, als wir zwei Bauern trafen, die mit ihrem Ochsenwagen nach Hause fuhren. Wir erzählten ihnen den Vorfall. Zu unserer nicht geringen Freude hatten die beiden eine Leiter auf ihrem Wagen. Sie beeilten sich, mit derselben meinem Vater die nötige Hilfe zu bringen; es waren zwei kräftige, handfeste Männer, die wohl im stande waren, den Unglücklichen aus seiner verhängnisvollen Lage zu befreien. Bald war auch die Leiter an dem Stamme aufgerichtet und einer der Männer hatte sich von derselben über die Gabel geschwungen, in der mein Vater hing. Der andere aber stand auf der Leiter, um sich meines Vaters, wenn er aus seiner entsetzlichen Lage befreit

war, anzunehmen und ihm herabzuhelfen. Daran, daß er schon gestorben wäre, dachte niemand. Und doch wurde uns das Entsetzliche bald zur unumstößlichen Gewißheit. Es war für die beiden Männer keine kleine Aufgabe, bis der verunglückte Vater endlich heruntergebracht und unter dem Baume auf die Tücher, die wir unterdessen zurecht gelegt, gebettet war. Niemand mochte recht daran glauben, daß er wirklich tot war. Wir machten deshalb allerlei Belebungsversuche, indem wir ihm die Schläfen mit Branntwein rieben, ihm Wasser zu trinken gaben u. s. w. Doch all unsere Mühe blieb erfolglos.

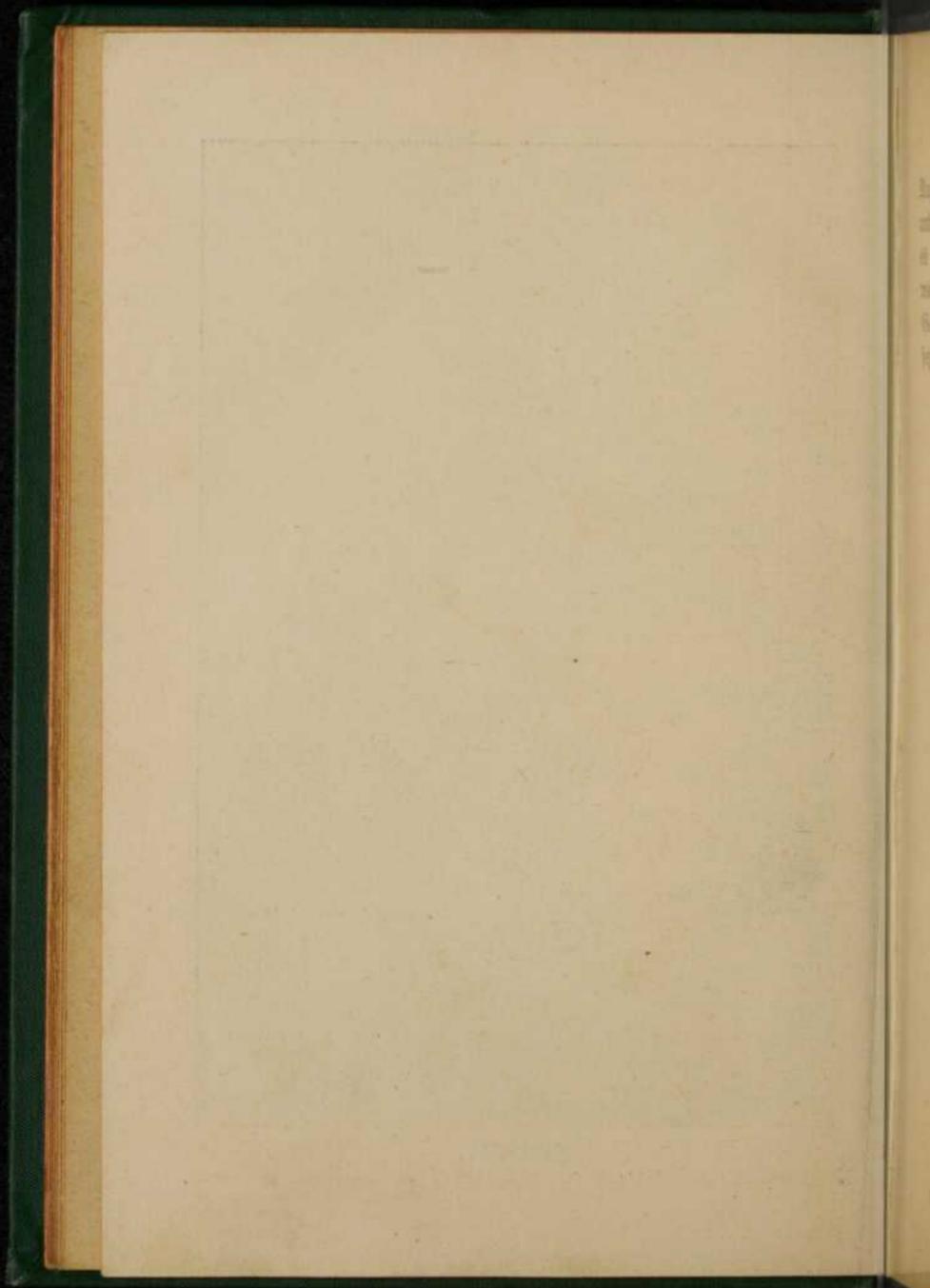
Es war unterdessen ganz dunkel geworden; hinter dem Berggrücken war der Mond aufgegangen und in der Ferne vernahm man von den Dörfern das Geläute der Abendglocken. Sonst hatte mein Vater, er mochte sein, wo er wollte, immer den Hut abgenommen und laut das Abendgebet: Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist, gesprochen. Jetzt war sein Mund geschlossen — für immer. Uns Kindern schien das ganz unfaßbar, und besonders meine beiden jüngsten Brüder, Fritz und Hans, drängten sich immer wieder an ihn heran, küßten ihn auf Mund und Wangen und baten ihn, doch endlich ein einziges Wörtlein zu ihnen zu sprechen. Wie mein Vater ins Dorf gebracht, wie der ganze Ort sich um den Wagen versammelte, der Schreck und das Entsetzen meiner nichts ahnenden Mutter — das alles war zu entsetzlich, als daß ich es eingehend erzählen könnte. Noch nach Jahrzehnten dachte ich mit Grauen daran. Es war Mitternacht, als die

Leute, die in Haufen in unser Haus eingedrungen waren, um den Verunglückten zu sehen und meiner Mutter unter Weinen und Wehklagen ihr Beileid auszudrücken, das Haus endli verließen. Meine sechs Geschwister waren, nachdem sie sich müde geweint, zur Ruhe gegangen, und der Schlaf hatte sie wenigstens für die nächsten zehn Stunden all ihre Schmerzen vergessen lassen. Mir als dem Ältesten war es als Pflicht erschienen, mit meiner Mutter an der Leiche des Entschlafenen die Nacht zu durchwachen. Nachdem uns als Letzter unser Nachbar Gottfried verlassen, fiel meine Mutter in ihrem namenlosen Schmerze dem Vater um den Hals und benetzte sein Antlitz mit ihren Thränen. In diesem Augenblick des tiefsten Schmerzes kam ein heiliger Mut und eine große Zuversicht über mich. Ich faßte die Hand meiner Mutter und küßte sie auf die Stirn. „Mutter, liebe Mutter,“ sprach ich dann mit vor Thränen halb erstickter Stimme, „Mutter, sieh, ich will jetzt, da Gott den Vater zu sich genommen hat, um so mehr zu dir halten, ich will thun, was ich kann, daß es dir gut geht, und arbeiten so gut ich kann, um dir und allen meinen Geschwistern“ — ich vermochte nicht weiter zu sprechen, meine Mutter drückte mich an ihre Brust und küßte mich. „Du bist ein braver Sohn, Albert, und meinst es gut. Wollte Gott, daß du schon zehn Jahre älter wärest, aber du bist noch gar so jung und kannst noch lange nicht dein eigenes Brot verdienen.“ „Gott wird mir helfen, daß ich es bald kann, und daß ich auch dir, liebe Mutter, etwas zu lieb thun darf,“ antwortete ich. Von jenem



#### Kapitel IV.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein. — Auch ich bin Waise, habe meinen Vater verloren“ —.



Augenblicke an erfaßte mich ein heiliges Pflichtgefühl, und obwohl ich kaum vierzehn Jahre alt war, schwebte es mir nun als höchste Aufgabe, als das Ziel aller meiner Wünsche vor, meiner Mutter und meinen sechs Geschwistern, so viel es mir möglich war, das zu ersetzen, was sie an meinem Vater verloren hatten.



## II.

Im Bureau der Papierfabrik von Hesse & Co. herrschte lautlose Stille, es schlug eben neun Uhr, eine kurze Bewegung war unter den emsig am Schreibpult arbeitenden Kontoristen bemerklich. Wer seine Papiere nicht ganz in Ordnung liegen oder sonst etwas zurecht zu machen oder vorzubereiten hatte, that es; denn um diese Stunde pflegte der Herr Direktor zu kommen und der liebte es, daß alles wie am Schnürchen ging, wenn er die Bücher oder die Kasse revidieren wollte oder für die wichtigeren Schriftstücke und Wechsel als erster Prokurist seine Unterschrift zu geben hatte.

Jetzt knarrte in dem kleinen Nebengemach die Thür. Man wußte, er war da. Der erste Buchhalter nahm seine Brieffschaften zusammen und trat damit in das Kabinett des Direktors. Doch kaum war er eingetreten, so erschien er schon wieder im Kontorsaale. Das erregte die allgemeine Aufmerksamkeit sämtlicher Kontoristen. Denn Herr Bäumle war ein ebenso exakter Mann wie der Herr Direktor, und es war nicht daran zu denken, daß er etwa eines der Schriftstücke, die zu unterzeichnen waren, vergessen hätte. Noch erhöht wurde die Aufmerksamkeit des Bureaupersonals, als Bäumle nicht auf seinen Platz, sondern auf eines der

hintersten Schreibpulte zuschritt. Das hatte entschieden etwas zu bedeuten, das war keine Frage, und jedermann richtete sein Augenmerk nach den hintern Pulten, wo die jüngsten Kontoristen saßen. Daß der Direktor, bevor er seine ordnungsmäßige Arbeit vollbracht hatte, einen dieser Leute zu sich rufen ließ, das war merkwürdig und noch nie vorgekommen. Jetzt stand Bäumle vor dem Pulte Albert Bräuners still und legte seine Hand auf die Schultern des jungen Mannes. Alles wartete in atemloser Spannung, der erste Buchhalter räusperte sich mehrmals und sagte feierlich: „Herr Bräuner, der Herr Kommerzienrat Hesse wünscht Sie sofort in seiner Wohnung zu sprechen.“

Ein allgemeines „Ah“ wurde vernommen; mehrere erhoben sich von den Sitzen, andere begannen halbblaut zu sprechen. Daß der Besitzer selbst, daß der Herr Kommerzienrat Hesse einen Bureauangestellten in eigener Person sprechen wollte, das schien allen etwas völlig unerhörtes, nie dagewesenes. Der geheime Kommerzienrat war kaum jeden Monat einmal in der Fabrik zu sehen und dann nur vorübergehend. Noch niemals aber hatte er sich irgendwie um einen Angestellten in der Fabrik bekümmert. Auch die Anstellung und Entlassung der Beamten lag vollständig in den Händen des ersten Direktors und Prokuristen. Noch unerhörter aber wurde der Befehl des Kommerzienrates dadurch, daß er einen der jüngsten Kontoristen zu sich beschied. Ja, wenn es einer der Herren Volontäre gewesen wäre, von denen man immer auch einige im Bureau hatte. Wohl war es schon etlichemal vorgekommen, daß einer

oder der andere dieser vornehmen Herren vom Kommerzienrat zur Tafel gezogen worden war. Die Fabrik Hesse & Co. hatte einen Weltruf und nicht nur große Fabrikherren, sondern auch hohe Beamte sandten ihre Söhne gerne zur Ausbildung. Doch bei dem jungen Albert Bräuner traf von dem allen nichts zu. War er doch der Sohn einer armen Lehrerswitwe und vor kaum 3 Jahren als „rauhborstiger“ Abler vom Direktor um Gottes willen als Lehrling eingestellt worden, was wider alles Herkommen war. Denn sonst konnten bei Hesse & Co. nur junge Leute ankommen, die das Einjährigeneramen gemacht und mindestens drei Jahre in einer anderen Fabrik gearbeitet hatten. Dem Grünschnabel aber war zum Ärger der meisten jüngeren Angestellten schon nach einem Jahre ein Gehalt von monatlich 90 Mark und kaum ein Jahr darauf ein solcher von 120 Mark gewährt worden. Und doch hatte er nur Volksschulbildung und galt wegen seines etwas linkischen Wesens als ein einfältiger Bursche, der wohl sehr gut rechnen und prachtvoll schreiben konnte, dem aber nach Ansicht der Bureauangestellten aller Ehre zum Kaufmann fehlte. Und dieser einfältige Junge ward nun zum Kommerzienrat berufen. Diese Thatsache erschien den Angestellten des Fabrikbureaus geradezu unglaublich.

Was sagte denn der junge Bräuner zu dieser Nachricht? Nur einen Augenblick schien er fassungslos. Über das Gesicht des Jünglings flog eine lebhafteste Röthe. Doch kaum einen Moment hatte er die Augen ratlos zu Boden geschlagen, als er sich auch schon erhob, und

rasch das Zimmer verließ. Im nächsten Augenblick hatte die ganze Schar der Kontoristen die Fenster belagert. Wie, der dumme Junge wagte es wirklich, er zog sich nicht einmal um, er ging wie er stand, zur Villa des Kommerzienrats?

„Den Dummen gehört die Welt,“ sprach ein alter Buchhalter in bissigem Tone „und den Frommen dazu,“ fiel ein anderer ein. „Ja, ja, Sie haben recht, Herr Meyer,“ stimmte ein dritter bei, „wenn man nur recht Kopfhängen kann und jeden Sonntag zur Kirche läuft, das andere kommt von selbst.“ „Den Seinen giebt's der Herr schlafend,“ versetzte ein vierter und das ganze Bureaupersonal stimmte ein lautes Gelächter an.

„Aber ich möchte doch bitten, meine Herren, ich möchte doch sehr bitten,“ so erklang es scharf und schneidig vom Kabinett des Direktors in den Saal. Im nächsten Augenblick war die frühere Ruhe wieder eingelehrt. Außer dem Geräusch, das die 24 Federn, die emsig über das Papier dahinflogen, und das Ticken der alten Schwarzwälderuhr verursachten, war nichts mehr vernehmbar.

Der geneigte Leser wird wohl schon erraten haben, wer der arme Bursche war, mit dem sich heute das Bureaupersonal von Hesse & Co. so angelegentlich beschäftigte, als der Herr Kommerzienrat ihn zu sich rief. Ja, ich selbst war es, und niemand wird sich verwundern, wenn ich gestehe, daß es mir in jenem Augenblick sehr bang zu muth war, so bange wie bisher noch nie in meinem Leben. Was wollte doch der

vornehme Herr, der immer so stolz durch die Fabrik ging und kaum einen Gruß erwiderte, von mir armem Bürschlein? Ich ahnte nichts Gutes und erwartete bestimmt meine Entlassung. Die arme Mutter — wie sollte sie sich helfen, wenn ich ihr kein Geld mehr schicken konnte? Ich war mir bei dem unerwarteten Glück, bei dem für mein Alter und meine Verhältnisse ungewöhnlich hohen Gehalt immer vorgekommen, wie wenn ich das, was man mir gab, in Wirklichkeit nicht verdiente, und fürchtete immer, daß ich meine Stellung binnen kurzem verlieren müsse. Ich für mich selbst hätte mich ja wohl mit einem kleinern Gehalt begnügt; aber die Mutter —. Ich wollte doch unter allen Umständen das Versprechen halten, das ich ihr einst gegeben, als wir vor der Leiche meines Vaters standen. Und wie wunderbar war Gott meinem Sehnen und Wünschen, meinem täglichen Bitten und Flehen entgegengekommen! Bei dem Leichenbegängnis meines Vaters war nämlich außer vielen Herren, die wir nicht kannten, auch ein besonders feiner da gewesen. Der hatte sich meiner Mutter nachher als einen Kriegskameraden vorgestellt, der im Jahre 70 mit ihm vor Paris gelegen. Mein Vater war ihm, dem früheren Landwehroffizier, immer besonders lieb gewesen, und er hatte ihn bald zu seinem Schreiber und Laufburschen gemacht. Nachdem der fremde Herr dies meiner Mutter erzählt hatte, warf er auch auf uns Jungen ein Auge.

„Dieser da ist dein ausgeschnittener Vater,“ sagte er auf mich weisend, „aber er sollte noch etwas größer

sein. Willst du mir den Fußweg nach S. zeigen, Kleiner?" Nachdem sich der Herr Direktor, denn kein anderer war der vornehme Herr, von meiner Mutter verabschiedet hatte, schritten wir beide dem Walde zu. Mein Begleiter schien Mitleid mit mir zu haben, denn immer noch stahl sich von Zeit zu Zeit eine Thräne über meine Wangen, wenn ich meines Vaters gedachte. Er erzählte mir deshalb allerlei aus dem großen Kriege, wie da mein Vater immer so tapfer und mutig gewesen sei. Besonders habe er sich immer freuen müssen über die originellen Einfälle meines Vaters. Er hätte sich überall und in den schlimmsten Lagen zu helfen gewußt, und stets auf Gott sein Vertrauen gesetzt.

Die freundliche Rede des fremden Herrn machte mich vertraulich. Ich erzählte ihm ausführlich von unserem letzten Spaziergang, der Bucheckernernte und meines Vaters Tod. Ich verschwieg ihm auch nicht, daß ich entschlossen sei, meine Mutter und meine jüngeren Geschwister sobald wie irgend möglich zu unterstützen. Als ich in so begeisterter Weise hiervon sprach, zog ein leichtes Lächeln über sein Gesicht, und er fragte mich, wie alt ich wäre und was ich schon gelernt hätte. Nachdem ich ihm diese Frage beantwortet, verabschiedete er sich von mir. Beim Gehen drückte er mir herzlich die Hand und sein „auf Wiedersehen“ klang so vertrauenerweckend, daß ich meiner Mutter gegenüber die Hoffnung aussprach, der Herr Direktor werde bald wieder kommen, um irgend etwas für uns zu thun.

Der Herr Direktor selbst kam nicht mehr. An seiner Stelle brachte aber der Briefbote wenige Tage nach der Beerdigung meines Vaters ein Geldkouvert, das eine sehr namhafte Unterstützung für meine Mutter enthielt. In dem Begleitschreiben des Herrn Direktors war der Wunsch ausgedrückt, daß ich sobald wie möglich zu ihm hinunter nach S. kommen möchte, er wollte einmal sehen, was mit mir zu machen wäre. Selbstverständlich schickte mich meine Mutter gleich am andern Tage auf die Reise. Es war ein weiter Weg nach S., über 7 Stunden. Als ich endlich gegen Abend in S. eintraf, beschlich mich doch ein kleines Bangen, als ich an der Thürklingel des Herrn Direktors zog. Doch ich wußte ja, daß er mir und meinem Vater gut gesinnt war. Ich wurde äußerst freundlich aufgenommen und am andern Tage von meinem freundlichen Wohlthäter aufs genaueste examiniert. Mein Vater hatte sich in den letzten Jahren viel Mühe mit mir gegeben, ich hatte neben den gewöhnlichen Kenntnissen viel Französisch bei ihm gelernt, welche Sprache er ziemlich beherrschte. So fiel die Prüfung weit besser aus, als der Herr Direktor es von einem Jungen, der nur die Volksschule besucht hatte, erwartete. Meine Verwunderung war nicht klein, als er mir mittheilte, daß er die Absicht habe, mich noch ein Jahr in die Realschule des Städtchens zu schicken, um mich dann zu sich, aufs Bureau zu nehmen. Gleich am Tage nach meiner Ankunft, wurde ich noch zu dem Reallehrer des Städtchens geschickt, mit einem Briefchen von meinem väterlichen Wohlthäter, in welchem

ich dem Lehrer als Schüler und Kostgänger auf ein Jahr übergeben wurde. Daß ich diese Zeit nach Kräften ausnützte, um etwas Gründliches zu lernen, läßt sich denken. War es doch mein tägliches Gebet, daß mich Gott sobald wie möglich so tüchtig machen möchte, um meine arme Mutter zu unterstützen. Mein Wunsch wurde mir durch die Güte des Herrn Direktors früher gewährt, als ich gedacht hatte. Gleich nach meiner Konfirmation durfte ich ins Bureau meines väterlichen Wohlthäters eintreten und schon nach einem Jahre wurde ich so gestellt, daß ich meiner Mutter jeden Monat etwas schicken konnte. Der Dienst im Bureau der Papierfabrik war nicht so anstrengend, daß ich nicht jeden Tag mehrere Stunden zu meiner Weiterbildung hätte verwenden können.

Von meinen Kollegen im Bureau wurde ich von Anfang an scheel angesehen, weil ich früher als die andern etwas verdiente. Dabei forderte sie mein etwas linkisches Wesen fortwährend zu spöttischen Bemerkungen gegen mich heraus. Besonders war ein junger, aufgeblasener Mensch, der nur durch den Einfluß seines Vaters, eines großen Buchhändlers, im Fabrikbureau gelitten war, unablässig bemüht, mich zu ärgern und zu chikanieren. Man hätte den jungen Taugenichts wohl längst fortgejagt, wenn nicht der Herr Vater so große Papierlieferungen von der Fabrik bezogen hätte. Die fortwährenden Bosheiten und Chikanen dieses Menschen gereichten mir zur großen Demütigung. Da Herr Windfeld mit seinen Spöttereien gegen mich ungetheilten Beifall bei allen jüngeren Kontoristen fand,

war es leicht begreiflich, daß ich mich im Verkehr mit meinen Kollegen auf das Nöthigste beschränkte. So fühlte ich mich nicht selten etwas einsam, und ich gedachte oft mit Wehmut der heiteren Stunden, die ich einst im Kreise meiner Geschwister im Gebirgsdörfchen verbracht hatte. Meine Einsamkeit trieb mich aber auch zum ernstern Verkehr mit Gott. Ich schloß mich dem Jünglingsverein des Städtchens an und fand in dem jungen, eifrigen Geislichen, der denselben leitete, meinen treuen Freund und Berater, dem ich auch die innersten Gedanken und Wünsche meines Herzens anvertraute, und in dessen Haus ich besonders am Sonntag sehr gerne verkehrte. Der Umgang mit ihm ärgerte meine Kollegen nicht wenig; vor allem ließ Windfeld kaum eine Stunde vorübergehen, in der er mich nicht mit giftigen und gehässigen Reden verunglimpft hätte.

Ja, gewiß war er es und kein anderer, der mich beim Kommerzienrat angeschwärzt hatte! War er doch erst vor wenigen Tagen von dem vornehmen Herrn zur Tafel gezogen worden. Er hatte mich sicher als einen dummen, unfähigen Jungen hingestellt, der nur von der Gunst des Direktors abhängig sei. Und doch war ich ebenso wie jeder andere, ja vielleicht noch besser als mancher von den andern imstande, meinem Berufe nachzukommen. Doch ich wollte mich in das Unvermeidliche fügen, ohne den Willen Gottes durfte mir ja nichts geschehen, und mit seinem Beistand würde ich gewiß bald auch einen andern Posten finden, der es mir ermöglichte, meine Mutter und meine Geschwister zu unterstützen.

Solche Gedanken bewegten mein Inneres, als ich der Villa des Kommerzienrats zuschritt und endlich vor dem Springbrunnen stand, der unmittelbar vor dem prächtigen Gebäude sein Wasser in weitem Bogen in das breite Bassin fallen ließ, in welchem sich eine ungezählte Menge munterer Fischlein tummelte. Als ich so hineinsah in dieses frohbewegte Treiben und fühlte, wie mein Herz höher schlug und mir's um die Stirne immer heißer wurde, da wünschte ich sehnlichst, daß ich doch auch solch kühles Blut haben möchte, wie die Fischlein im grünen Wellenbade. Ja, am liebsten hätte ich mich auf einen Augenblick hineingetaucht in das frischbewegte Wasser, um mich ordentlich abzukühlen, bevor ich den sauren Gang that. Doch ich mußte mir mit einer Hand voll von dem erfrischenden Kasse, mit dem ich meine Stirne und Schläfe benetzte, für heute genügen lassen. Ich faßte mir ein Herz und schritt rasch die steinernen Stufen hinauf, die in die Villa des Kommerzienrats führten. Als ich in den Hausflur trat, wurde ich von einem Diener in Livree ziemlich grob angeherrscht und mir der Eintritt in das Haus barsch verwiesen. Ich sagte in ruhigem Tone, daß ich ein Bureauangestellter der Fabrik sei und zu dem Herrn Kommerzienrat befohlen worden wäre. Nun wurde ich ohne weiteres angemeldet. Klopfenden Herzens trat ich durch den Hausflur und wurde in ein kleines Wartezimmer geführt, wo ich mich noch einige Minuten gedulden mußte, da soeben ein anderer Besuch bei dem Kommerzienrat eingetreten war. Die kurze Zeit schien mir eine Ewigkeit. Endlich ging die Thür auf, und

der Kommerzienrat trat herein. Herr Hesse war von außergewöhnlicher Natur, mit schwarzem Haare und starkem Schnurrbart. Sein Gesicht wäre nicht unangenehm zu nennen gewesen, wenn nicht ein widerlich griesgrämiger Zug daselbe entstellte hätte.

„Ah, Herr Bräuner, bitte, treten Sie nur herein,“ sprach er in ziemlich nachlässigem Ton. „Es geht sonst wider meine Gewohnheit, mich zwischen das Dienstpersonal der Fabrik und meinen Direktor zu stellen; aber heute bin ich genötigt, eine Ausnahme zu machen.“

Eine kurze Pause trat ein, und ich erwartete mein Todesurteil.

„Da ist“ — so fuhr Herr Hesse fort, „in den letzten Tagen der Sohn des Buchhändlers — na, wie heißt er nur, der Kartenverleger.“

„Meinen der Herr Kommerzienrat vielleicht Herrn Windfeld,“ ergänzte ich mit zitternder Stimme.

„Ach ja, Windfeld — aber wie ist Ihnen denn, junger Mann, Sie werden ja ganz blaß. — Ist Ihnen nicht wohl? Darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wein anbieten?“

Ohne meine Antwort abzuwarten, drückte der Kommerzienrat auf die elektrische Klingel und befahl, Wein zu bringen. Ich trank einen Schluck und fühlte mich erheblich wohler. Nicht etwa wegen der genossenen Stärkung, aber ich sagte mir, wenn dir ein Mann wie der Kommerzienrat Wein anbietet, dann kann er doch nicht die Absicht haben, dich aus dem Hause zu jagen.

„Na — also, was ich sagen wollte, Herr Bräuner,“ begann Herr Hesse wieder, „dieser Windfeld also hat

meiner Frau allerlei dummes Zeug erzählt, wie die andern mit Ihnen ihren Schabernack hätten, — doch was schwache ich denn eigentlich, das gehört ja nicht zur Sache.“

Wieder trat eine Pause ein; mir stieg das Blut ins Gesicht; ich fürchtete, der vornehme Herr habe mich geladen, um seinen Spott mit mir zu treiben.

„Na, also um zur Sache zu kommen, ich dachte, Sie sind ein geduldiger Mensch, der sich nicht so leicht aus der Fassung bringen läßt, und sind dazu, wie ich hörte, der Sohn eines Schulmeisters.“

Der Kommerzienrat hielt inne, ich hätte mich am liebsten in den Boden verkriechen mögen. Je länger er redete, desto unklarer wurde mir, was er von mir wollte.

„Sie gehen,“ so begann er wieder in seinem nachlässigen näselnden Tone, indem er den Rauch seiner Zigarette in kleinen Wirbeln von sich blies, „Sie gehen, wenn ich recht hörte, auch in die Kirche und sind, wie man so zu sagen pflegt — ein Kopfhänger. Na — das gehört aber eigentlich nicht zur Sache.“

Wiederum beschäftigte sich der Kommerzienrat eine Zeit lang angelegentlich mit seiner Zigarette.

„Sie verkehren auch mit dem hiesigen Pfarrer und“ — er ließ ein paar gewaltige Rauchwirbel hervor — „mit seinen Kindern. Na, sehen Sie, Herr Bräuner, da hab ich mir gedacht, Sie könnten, Sie würden sich am Ende als so ein braver, geduldiger, frommer, solider Mann, der in die Kirche geht, den Pfarrer besucht und mit seinen Kindern spielt, am besten dazu eignen . . .“

Ein heftiger Schlag gegen die Thüre, der offenbar mit einem schweren Gegenstand ausgeführt war, schnitt dem Kommerzienrat das Wort ab. Ein zweiter und dritter Schlag erfolgte, ich erwartete, daß die Thür im nächsten Augenblicke eingerannt würde, dachte an Räuber und Mörder und machte mich auf das Schlimmste gefaßt.

Der Kommerzienrat fuhr auf und rief etwas leidenschaftlich, ohne sich jedoch aus der Fassung bringen zu lassen: „Ja sehen Sie, Herr Bräumer, so ist er, ein Lausbub, ein Schuft, ein Schurke, der seinesgleichen sucht. Glauben Sie, daß Sie mit dem fertig werden?“

Meine Augen suchten im Zimmer umher nach einem festen Gegenstand, der sich allenfalls zur Verteidigung gegen diesen Schurken und Schuft eignen könnte. Doch ob ich auch suchte, ich fand wirklich gar nichts, mit dem ich mich gegen diesen Grobian hätte zur Wehr setzen können, und es war auch nicht nötig. Der freche Einbruchsdieb war bereits eingetreten. Wer war's, ein rauher Gefelle mit wildem Aussehen, wo möglich eine Pistole in der Hand? O, beileibe nicht! Ein sechs-jähriger Junge stand vor mir, kräftig gewachsen, mit langen, wirren, blonden Locken, ein Stück von dem Äste eines Apfelbaumes hielten seine Finger umfaßt.

„Sieh, Onkel, sieh, das ist mein Revolver, damit werde ich jeden, der mir zu nahe tritt . . . .“

Das ungezogene Bürschlein schlug mit dem Holze auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und das Glas mit dem Wein, das man mir angeboten hatte, umfiel. Zugleich maß er mich mit drohendem Blick. Er versprach sich offenbar von mir nicht viel Gutes.

„Glauben Sie, mit diesem Bengel fertig zu werden, Herr Bräuner,“ fragte mich der Kommerzienrat.

Ich blieb ihm die Antwort schuldig.

„Gieb doch dem jungen Herrn die Hand, das ist dein neuer Hauslehrer.“

Der Kleine schnitt eine nicht eben schöne Grimasse, ließ die Zunge sehen, machte rechtsum kehrt und eilte mit dröhnendem Gezeter durch den Hausflur die Treppe hinunter.

Inzwischen war die Frau Kommerzienrat ins Zimmer getreten. Sie war adeliger Herkunft und stand in dem Rufe, noch stolzer zu sein als ihr Mann. Mein Kompliment erwiderte die gnädige Frau nur mit leichtem Kopfnicken. Doch drückte sie mir, nachdem ich ihr vom Kommerzienrat vorgestellt worden war, herzlich die Hand. „Seien Sie mir willkommen,“ redete sie mich freundlich an, „ich bin der frohen Hoffnung, daß wir in Ihnen den rechten Mann gefunden haben, der unsern unbändigen Neffen aus einem jungen Wildling zu einem anständigen, geordneten Menschen macht. Wir haben vom Herrn Pfarrer Reich sehr viel Gutes über Sie gehört. Die Aussagen Ihres Kollegen, des Herrn Windsfeld, überzeugten uns vollends davon, daß Sie imstande sind, den ungezogenen Jungen zurecht zu bringen. Unser Oskar wuchs bisher leider ohne jegliche Aufsicht auf. Seine Mutter ist kurz nach seiner Geburt gestorben und sein Vater, der Bruder meines Mannes, ist ein wilder Geselle, der lieber in Wald und Feld umherschweift, als daß er sich um die Erziehung seines Sohnes irgendwie bekümmert. Wie wir hörten, sind Sie religiös. Wir halten es selbst

nicht für nötig, uns mit der Religion zu befassen, unser Grundsatz ist: Thue recht und scheue niemand; doch glauben wir, daß man von einem Erzieher, der seine Pflichten thut, Religion verlangen muß. Wir wollen nicht, daß der Junge bei Ihnen viele Kenntnisse aneignen soll, wenn wir das wünschen würden, so würden wir uns einen Lehrer von der Hochschule kommen lassen. Doch wissen wir, daß sich diese Leute oft nicht zur Erziehung eines Jungen eignen, weil sie sich nicht in dessen Anschauungskreis hineinzuversetzen vermögen. Eine Bonne eignet sich für unsern Neffen ebenfalls nicht, weil es bei seiner Wildheit für ein weibliches Wesen zu schwer wäre, ihn im Zaume zu halten. Wir wollen es nun einmal mit Ihnen versuchen und wollen sehen, wie weit es Ihnen mit dem ungezogenen Bengel glücken wird. Was Ihre Gehaltsverhältnisse betrifft, so werden wir Ihnen zunächst den doppelten Lohn gewähren von dem, was Sie bisher als Bureauarbeiter bezogen.“

Nachdem die Frau Kommerzienrat diese Rede beendet, machte sie mir mit ihrem Gemahl eine artige Verbeugung. Der Verwalter würde alles weitere anordnen, ich möchte mich morgen um 9 Uhr zu einer Besprechung bei der Frau Kommerzienrat einfinden; mit diesem Bescheid ward ich für heute entlassen.

Wieder stand ich am Bassin des großen Springbrunnens, wieder schaute ich hinein in den Sprühregen der unendlich vielen Wasserfäden, in denen sich die Sonne in allen Regenbogenfarben spiegelte, und ich schaute hinab auf das Gewimmel der Fischlein im Grunde des Teiches. In meinem Herzen, das vor einer Stunde noch so wild-

bewegt geschlagen, war Ruhe eingefeiert. Ein frischer Windzug strich durch die Silberpappeln, die den kleinen Teich umrahmten, und kräufelte sein grünliches Wasser. Mir war in diesem Augenblick so eigen zu Mute. Ich glaubte in dem Säuseln und Flüstern der vom Winde bewegten Blätter, in dem Rauschen und Plätschern der Wasser die geheimnisvolle Stimme des Gottes zu vernehmen, dem ich bisher in allen meinen Thaten vertraut hatte. „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut mit mir gemacht,“ diese Worte der heiligen Schrift hatten sich heute wunderbar an mir erfüllt, und dies war mir ein neuer Beweis von der Güte und Allmacht unseres großen Gottes.



### III.

Als ich am andern Morgen in das Bureau der Fabrik trat, um meine Sachen dort in Ordnung zu bringen, fand ich über meinem Schreibtisch ein riesiges Plakat hängen, auf welchem mit handgroßen Buchstaben geschrieben stand: Auf allerhöchsten Befehl ist der Kontorist, Herr Albert Bräuner, mit Verdopplung seines bisherigen Gehalts zur Leibkindsmagd des Kommerzienrats ernannt worden.

Nachdem ich dieses Plakat gelesen, tauchten hinter etwa fünf Pulten Kollegen auf, die mich bei dieser Gelegenheit unbefangen hatten beobachten wollen. Sie stürzten auf mich zu: „Gratuliere, Herr Bräuner, meinen innigsten Glückwunsch zur Beförderung,“ so hieß es von allen Seiten und jeder drückte mir kräftig die Hand. „Zur Kindsmagd mag der Herr Bräuner taugen, zum Kaufmann taugt er nun einmal nicht.“

Diesen böshaften Vers schleuderte mir Windfeld entgegen und dröhnendes Beifallsgewieher belohnte ihn für seinen vortrefflichen Wit. Ich wußte bei diesem Auftritte meine volle Ruhe zu bewahren, und anstatt mich gekränkt zurückzuziehen oder gleiches mit gleichem

zu vergelten, lachte ich kräftig mit. Daß mir diese Kränkungen im Grunde genommen doch sehr weh thaten, läßt sich denken. Auch bemerkte ich wohl, daß Windfeld sich nicht bloß über mich lustig machen wollte, sondern mich haßte und als seinen geschworenen Feind betrachtete. Er hatte, als er mich unlängst beim Kommerzienrat anzuschwärzen versuchte, die Absicht gehabt, mich aus dem Geschäfte zu verdrängen; daß nun seine Anschläge gerade das Gegenteil von dem bezweckten, was er gewünscht hatte, das ärgerte ihn nicht wenig. Warum dieser Mensch so besondern Wert darauf legte, mich anzuseinden, das war mir ein unerklärliches Rätsel.

Im Grunde genommen war es mir auch keineswegs leicht, mich so plötzlich aus meinem Beruf herausgerissen zu sehen. Auch war es mir sehr fraglich, ob es mir gelingen würde, den unerzogenen, mutwilligen Neffen irgendwie zu bessern. Doch was hätte ich anders thun sollen, als das Anerbieten des Kommerzienrats anzunehmen? War mir doch das doppelte Gehalt zugesichert. Wie herrlich konnte ich nun für meine Mutter und meine Geschwister sorgen! Nun war es mir möglich, zwei meiner Brüder bei dem Reallehrer in die Kost zu geben, durch den ich in meinem Wissen und Können so sehr gefördert worden war.

Und wie ist es mir mit meinem kleinen Bögling ergangen? Weit nicht so schwer, wie ich mir das anfangs vorgestellt hatte. Am ersten Morgen, als ich von der Baronin in das Zimmer des kleinen Bengels geführt wurde, schien hierzu allerdings wenig gute Aus-

sicht vorhanden zu sein. Der Bursche lag halb angezogen auf seinem Sopha und fing, als er mich gewahr wurde, ein fürchterliches Gebrüll an; er strampelte mit Händen und Füßen, gebärdete sich wie toll, und wandte auf mich und die Baronin alle Schmähsdrücke an, die ihm zu Gebot standen, und deren waren eine ganz bedenkliche Zahl. Im ersten Augenblick durchzuckte mich der Gedanke, daß hier eine sofortige, ganz exemplarische Züchtigung das vorzüglichste Mittel zu einer Radikalkur sein müßte. Doch aus dem ganzen Betragen der Frau Kommerzienrätin war zu ersehen, daß sie mit der Ausführung dieser pädagogischen Maßregel keinesfalls einverstanden gewesen wäre. Sie bat den Jungen aufs flehentlichste und unter Thränen, doch ein artiges, liebes Kind zu sein, und versprach ihm alles mögliche, wenn er sein Weinen aufgeben und mit seinem neuen Lehrer einen Spaziergang im Park machen würde. Doch nichts versing; der Bursche brüllte weiter, und seine Reden wurden immer garstiger. Da kam ich auf einen rettenden Gedanken. In dem Augenblick, als die Frau Kommerzienrätin das Zimmer verließ, um den Herrn Gemahl zu holen, ergriff ich den Bengel an den beiden Armen und hielt ihn aus dem offenen Fenster, so daß er, sobald ich ihn losgelassen hätte, in die Tiefe gestürzt wäre. Ich schrie ihn nun mit Donnerstimme an, wenn er nicht jetzt und für alle Zeiten artig sein wolle, würde ich ihn sofort fallen lassen. Zur Bekräftigung dieser Drohung ließ ich ihn an einem Arm los, und faßte ihn zu gleicher Zeit beim Fuße. Dabei schaute ich ihn mit fürchterlichem Ingrimme an. Der kleine Bursche

war sprachlos vor Schrecken, zitterte am ganzen Leibe. „Ich will brav sein und Ihnen immer gehorchen,“ stotterte er, „aber bitte, bitte, lassen Sie mich doch nicht los, ich falle ja herunter.“ Noch nie in seinem Leben war mit dem Knaben ein ernstes Wort gesprochen worden, so machten meine Drohworte einen um so größeren Eindruck auf ihn. Daß man mit ihm derart sprechen könne, das hatte sich der Kleine doch nicht träumen lassen. Als ich ihn daher zurückzog und er sich etwas von seinem Schreck erholt hatte, küßte er mir die Hand und versicherte mich nochmals, daß er in seinem ganzen Leben nie mehr ungezogen gegen mich sein wolle, er hätte eine ganz entsetzliche Angst ausgestanden. In dem Augenblicke, als er mich mit Liebkosungen aller Art überhäufte, trat die Frau Baronin mit ihrem Herrn Gemahl ins Zimmer, und die beiden waren hocherstaunt über diese Wendung der Dinge; sie glaubten nicht anders, als ich hätte den Jungen durch gute Worte so schnell zurückgebracht, und mein Zögling wäre der letzte gewesen, der die wirkliche Ursache seiner plötzlichen Umwandlung erzählt hätte; dazu war der kleine Oskar schon viel zu stolz. Er wollte ja niemand wissen lassen, daß man ihn durch Drohungen oder gar Strafen einschüchtern könne. Wir gingen miteinander spazieren. Ich hatte eine Armbrust mitgenommen. Schon nach wenigen Stunden waren wir die besten Freunde, und der Kleine hing bald so sehr an mir, daß er für mich durchs Feuer gegangen wäre. Wir gingen jeden Tag einige Stunden miteinander spazieren. Gelernt wurde auf ausdrücklichen Wunsch der Baronin nicht sehr viel.

Mein Zögling war übrigens sehr begabt, und in kurzer Zeit hatte ich ihm die Elemente des Lesens und Rechnens beigebracht. Da ich im Bureau der Fabrik nichts mehr zu thun hatte, blieb mir sehr viel Zeit zu meiner Weiterbildung übrig. Mein Direktor, zu dem ich fast jeden Tag kam, förderte mein Wissen und Können in kaufmännischer Hinsicht, während ich mich bei dem Reallehrer im Englischen und Französischen vervollkommnete. So wurde es mir trotz meiner Thätigkeit mit dem Jungen möglich, in meinem Berufe Fortschritte zu machen, und ich hatte alle Ursache, dem lieben Gott für diese gnädige Führung zu danken.

Der Kommerzienrat und seine Gemahlin waren mit mir zufrieden und bezeugten mir durch mehrere wertvolle Geschenke, insbesondere durch eine sehr schöne Taschenuhr, ihr Vertrauen. Freilich, ein einziges Mal habe ich mir das Mißfallen und den ernstesten Tadel meines Brotherrn zugezogen. Ich sah es nämlich als meine Pflicht an, meinen kleinen Zögling auch mit den herrlichen Erzählungen der heiligen Schrift und mit unserem Heiland bekannt zu machen. Als ich nun einmal an einem Regentage mit meinem Zögling in dessen Arbeitszimmer saß, das unmittelbar an das Studierzimmer des Kommerzienrats stieß und dem kleinen Oskar eben mit lauter vernehmlicher Stimme die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus erzählte, riß der vornehme Herr plötzlich unwirsch die Thüre auf. „Was schwätzen Sie da für dummes Zeug,“ herrschte er mich an. „Ich erlaube Ihnen durchaus nicht, daß Sie meinem Jungen solch empörende Geschichten erzählen,

die seine jugendliche Phantasie ja notwendig verderben müssen. Da wird die Sache so dargestellt, wie wenn die Reichen alle in der Hölle braten müßten, die Armen aber ins ewige Paradies eingingen.“

Ich wollte ihm etwas entgegenen. „Wollen Sie still sein,“ fuhr er mich an. „Oder sind Sie auch ein Sozialdemokrat, einer von denen, die alles gleich machen und uns befehlen wollen?“

Da sich unterdessen ein Fremder hatte anmelden lassen, konnte der Kommerzienrat mir seine höchst eigentümlichen Anschauungen über die Geschichte vom reichen Mann nicht weiter mitteilen, worüber ich auch herzlich froh war. Er kam später nie wieder auf diese Unterhaltung zurück; doch glaubte ich zu bemerken, daß er mich, wenn ich ihm hie und da im Park oder sonst mit meinem Zögling begegnete, mit einem eigentümlich mißtrauischen Blicke maß und es dabei immer vermied, mir offen ins Gesicht zu sehen.



IV.

Es war noch sehr frühe an einem herrlichen Sonntagmorgen, ich hatte mich bereits erhoben, um im Park spazieren zu gehen. Ich war ein Vogelfreund; und in dieser Morgenfrühe konnte ich mich ganz besonders an dem Gesang der Vögel ergötzen. Wie das herrlich zusammenklang und jubilierte an jenem Morgen! Auf dem Wipfel einer jungen Tanne bewunderte ich einen Finken mit seiner schönen roten Brust, dessen einfaches und doch so liebliches Lied mich überaus erquickte, dazu erklang im nahen Erlengebüsch der leise, schwärmerische Ruf eines Rotkehlchens, mit welchem eine Amsel mit ihrem süßen Gesänge zu wetteifern schien. Und drüben im nahen Felde stimmte eine Feldlerche mit ihrer vollen, weithin schallenden Stimme ein Lied zum Lobe Gottes an. Unterdessen war die Sonne hinter dem bergigen Walbrücken hervorgestiegen, ihre ersten Strahlen durchdrangen das frischgrüne Blätterdach und umglühten in wundervollem Frührot die Kronen der Bäume. Die Taupfropfen, welche in den buntsfarbigen Blümlein hingen, glitzerten in allen Regenbogenfarben, und mir war's in jenem Augenblick so wohlthig zu Mute, daß ich eben im Sinne hatte, jenes Lied von Gerhardt, die güldne Sonne, anzustimmen, welches wir einst an

jenem verhängnisvollen Herbsttage, an welchem mein Vater dann verunglückte, zur Morgenandacht gesungen hatten. Da ich ziemlich weit von der Villa des Kommerzienrats entfernt war, brauchte ich nicht zu besfürchten, deren Bewohner durch meinen Gesang in ihrem Schlafe zu stören.

Doch plötzlich glaubte ich auf dem nahen Riesweg Tritte zu vernehmen. Ich wandte mich um, und welch anmutiges Bild bot sich da meinem Blicke! Eine Rehmutter mit ihrem noch sehr kleinen Kälbchen war aus dem dichten Gebüsch getreten und etwas hinter ihnen gewahrte ich einen sehr starken Bock. Das wunderliebliche, bräunlich- und weißgefleckte Kälbchen umhüpfte die Alte in allerliebsten Sprüngen, während diese die ganze Umgebung erst sorgsam in Augenschein nahm und dann das junge Gras zu ihren Füßen zu äsen begann. Wie zierlich und lieblich war jede Bewegung der Tiere, ich konnte mich nicht satt sehen an ihnen! Wie konnte es nur ein fühlender Mensch übers Herz bringen, solch schönen und guten Tieren etwas zu leide zu thun. Kaum hatte ich diesen Gedanken ausgedacht, stuzte die Rehgais, im nächsten Augenblick krachte ein Schuß — sie machte einen Sprung in die Luft und sank hierauf tödlich getroffen zur Erde nieder, während ihr junges Rehlein sich nicht von der getöteten Mutter wagte. Ich konnte mich eines Ausrufs der unwilligen Entrüstung nicht enthalten.

„Aber wie niederträchtig, wie gemein!“ hörte ich eine zarte Frauenstimme rufen, und eine fein gekleidete, junge Dame eilte mit behenden Schritten den Riesweg

herauf, zu der Stelle hin, wo das Reh eben verendete. Im nächsten Augenblick trat aus dem gegenüberliegenden Birkenbestand ein junger Mann in grüner Jägerjoppe, das Jagdgewehr in der Hand, hervor; es war kein anderer als Windfeld, dem der Kommerzienrat zum Jagen im Parke die Erlaubnis gegeben hatte. Auch ich hielt es nun an der Zeit, aus meinem Versteck hervorzutreten, um nicht als heimlicher Lauscher entdeckt zu werden.

„Sicher getroffen, mitten ins Herz,“ triumphierte Windfeld, indem er rasch auf das getötete Reh zusprang und sein Jagdmesser zog, um ihm, wenn nötig, noch den Genickfang zu geben.

„Aber das soll doch schon der . . . .“ ein langgedehnter Fluch folgte. „Das ist ja eine Gais.“ Der ungeschickte Jäger hatte weder mich noch das Fräulein bemerkt.

„Ja freilich ist's eine Gais,“ rief die junge Dame in höchster Entrüstung. „Sie blinder, ungeschickter Junge, Sie! Es ist höchst bedauerlich, wenn man es derartigen Leuten gestattet . . .“

„Mein Fräulein,“ brauste der junge Bursche auf, „was verschafft mir das Vergnügen? Wir sind einander doch noch nicht vorgestellt. — Mein Name ist Windfeld, ich habe von dem Herrn Kommerzienrat die Erlaubnis . . .“

„Das ist allerdings sehr bedauerlich, wenn mein Onkel solchen Leuten die Erlaubnis erteilt, in seinem Parke zu jagen.“

„Ihr Onkel?“ —

Der junge Mann wurde etwas blässer und machte eine tiefe Verbeugung. „Ah, da sind Sie ja wohl das gnädige Fräulein, das in den letzten Tagen in der Villa als Gast eintraf, und wie ich hörte, heute seinen Geburtstag feiert. — Wurde bereits vom Kommerzienrat für heute mittag hierzu eingeladen. Werde nicht fehlen. Für jetzt bitte ich gnädiges Fräulein um Verzeihung, daß ich mich nun so wenig gentlemenmäßig betragen. Aber die Aufregung, der Ärger, eine Gais statt einen Bock getroffen zu haben — na, gnädiges Fräulein werden's ja schon verstehen. Für jetzt bitte ich gnädiges Fräulein, mich entschuldigen zu wollen, ich muß dafür sorgen, daß der Bock, — die Gais . . . .“ Windfeld wollte sich mit einer tiefen Verbeugung verabschieden, da fiel sein Blick auf mich. Er schaute mich giftig von der Seite an. „Ah, Sie hier, Herr Bräuner, was haben denn Sie jetzt im Parke verloren, Ihre Funktionen als Kindsmagd beginnen doch erst um neun Uhr, wenn der kleine Prinz ausgeschlafen hat; aber freilich, wenn's was auszuspionieren giebt, da muß solch ein Kopfhänger immer dabei sein. Empfehle mich bestens, gnädiges Fräulein.“

Der Bursche verschwand mit diesen Worten im Dickicht. Mich hatte seine boshafte Rede derart aufgeregt, daß ich im Augenblick keines Wortes fähig war.

„Der garstige Mensch, etwas Gemeineres und Niederträchtigeres habe ich doch nie gesehen,“ rief das Fräulein entrüstet aus. Dann wandte sie sich, da sie meine Verlegenheit bemerkte, freundlich an mich und reichte mir herzlich die Hand. „Sie sind also Herr

Bräuner, der Erzieher meines Bruders Oskar. Seien Sie mir aufs herzlichste gegrüßt. Ich habe schon viel von Ihnen durch meine Tante gehört und wollte Ihnen schon gestern meinen Dank abstaten, für die freundliche, liebevolle und doch bestimmte Art, mit der sie meinen kleinen Bruder zu behandeln pflegen. Sie haben aus dem Wildling schon einen recht artigen Jungen gemacht. Das muß wohl keine leichte Arbeit gewesen sein?"

"O, es ging viel leichter und rascher, als ich geglaubt hätte," antwortete ich etwas verlegen.

Ein leiser, wehklagender Laut lenkte unsere Aufmerksamkeit wieder auf das junge Rehälbchen, das fast unbeweglich neben seiner getödeten Mutter stand und uns, als wir es streichelten, mit gar ängstlichem Blicke anschaute. Meine Begleiterin wurde zu Thränen gerührt.

"Du liebes, kleines, zartes Rehlein," redete sie das Rehälbchen an, indem sie es mit Liebkosungen überhäufte, „dieser böse, garstige Mensch hat dir deine Mutter getödet und nun stehst du so allein und einsam da; du bist auch ein Waislein, das überall hin- und hergestoßen wird und nirgends ein Heim findet, wie ich armes, verlassenes Mädchen," das Fräulein schluchzte laut auf und begann zu weinen. Ich aber faßte mir ein Herz, es war mir von frühester Kindheit auf ein Bedürfnis gewesen, jeden, den ich traurig sah, zu trösten, meine Kameraden hatten mich darum oft den Pfarrer genannt. — So trat ich denn der Schwester meines Zöglings einen Schritt näher, schaute sie vertraulich an und legte meine Hand ein klein wenig auf

ihre zarten Finger. „Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich es wage, Ihnen etwas zu sagen. Auch ich bin Waise, habe meinen Vater verloren und schon viel Böses auf dieser Welt erfahren müssen. Doch ich weiß, daß ich einen Vater im Himmel habe, der für mich stets gesorgt hat, und der sich aller Waisen so annimmt, daß sie keinen Mangel leiden müssen“ — ich hielt plötzlich etwas beschämt inne. Davon, daß diese vornehme Dame mit äußerer Not zu kämpfen habe, kann ja keine Rede sein, was mich schon ein Blick auf ihr prachtvolles, mit reichen Steinen verziertes Armband belehren mußte, und ich kam mir vor als einer, der etwas recht Ungeschicktes gesprochen hatte. Die vornehme Dame war im Augenblick überrascht über die freie Art, mit der ich mir erlaubt hatte sie zu trösten; noch betretener wurde sie, als ich plötzlich verlegen inne hielt; ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg und glaubte zu bemerken, daß sich auch die Wangen meiner Begleiterin etwas dunkler färbten. Doch plötzlich brach sie in ein lautes, fröhliches Lachen aus, das mir noch heute in den Ohren klingt.

„Sie sind ein guter Mensch, wir wollen zusammen gute Freunde werden und in Freud und Leid zusammenhalten,“ meinte sie dann, indem sie mir treuherzig die Hand drückte. Ich war hoch erfreut durch diese Worte und versicherte meine neue Freundin, daß ich ihr ein wahrer Freund sein wolle und ihr helfen, wo sie mich nötig haben würde. Ich war in jenem Augenblick nicht wenig stolz, daß eine solch vornehme und schöne Dame mit mir verkehren wollte. Fräulein Else Hesse war trotz

ihrer Jugend eine sehr stattliche Erscheinung. Ihre freie Stirn war von blondem Lockenhaar umrahmt. In ihren dunkelbraunen Augen lag etwas so Hoheitsvolles, und doch schaute sie mich hie und da wieder so gütig und teilnahmsvoll an, daß es mir war, wie wenn wir Bruder und Schwester wären und uns von frühesten Jugend an gekannt hätten.

„Was soll aber nun mit dem jungen Neh werden?“ fragte sie mich. „O, das können wir ja mitnehmen,“ antwortete ich ihr, indem ich das Tierchen so zart wie möglich anfaßte und auf den Arm nahm. Dann gingen wir zusammen der Villa zu. Wir unterhielten uns dabei über alles mögliche. Ich erzählte ihr in offenherzigster Weise meinen bisherigen Lebensgang. Daß ich meine Mutter und meine Geschwister unterstützte, freute sie ganz besonders, und sie sprach den Wunsch aus, einmal meine Mutter kennen zu lernen. Fräulein Hesse erzählte mir, daß heute ihr Geburtstag sei, und lud mich ein, heute mittag doch auch an der Feier desselben teilzunehmen. Man werde im Pavillon zu Mittag speisen. Gegen Abend würde ein herrliches Feuerwerk abgebrannt. Ich nahm die Einladung mit Dank an und war auf den Nachmittag nicht wenig gespannt, besonders da ich ein größeres Feuerwerk noch nie gesehen hatte.



V.

Es war ein wunderschöner Herbstnachmittag, als wir zur Feier des Geburtstags von Fräulein Hesse in dem großen Pavillon, der unmittelbar vor der Villa des Kommerzienrats dem Springbrunnen gegenüber lag, versammelt waren. Eine frohe Feststimmung hatte sich über uns alle ausgebreitet. Es wurden allerlei Trinksprüche ausgebracht, die neben der Gefeierten dem Kommerzienrat und seiner Gemahlin, sowie verschiedenen vornehmen Gästen galten. Wandsfeld, der mir gegenüber saß, benahm sich heute auch gegen mich mit der vollendeten Artigkeit eines Weltmanns und bemühte sich absichtlich, mich in eine längere Unterredung zu ziehen. Von Zeit zu Zeit aber, wenn ich ihm meine Anschauungen kund that, umspielte ein böses Lächeln seine Mundwinkel. Fräulein Hesse beobachtete mir gegenüber jene reservierte Höflichkeit, wie es sich für eine Dame von ihrem Alter ziemte. Ich dagegen hätte von meiner jungen Freundin mehr Offenheit und Entgegenkommen erwartet und glaubte sogar bemerken zu müssen, daß sie gegen Wandsfeld viel zuvorkommender und freundlicher war, als gegen mich, was mir in der Seele weh that. So wurde es allmählich Abend, und nun sollte ein Schauspiel beginnen, auf das wir alle und ich wohl am

meisten gespannt waren. Ein großes Feuerwerk sollte zu Ehren des Geburtstagskinds abgebrannt werden. Raketen, Leuchtkugeln, römische Lichter, Feuerräder und noch viele andere Herrlichkeiten lagen auf einem Tischchen in der Nähe des Springbrunnens ausgebreitet. Wir begaben uns dorthin. Auf einen Wink, den der Kommerzienrat einem Diener gab, erstrahlte die in schlankem gothischen Stile erbaute Villa in einem Meere von bengalischem Feuer. Um den Springbrunnen her wurden eine Menge Glühlichter und Sprühregen angezündet, so daß die emporsteigenden Wasserstrahlen in allen möglichen Farben schimmerten.

Nun sollte mit dem Losbrennen des eigentlichen Feuerwerks begonnen werden. Windsfeld war dazu ausersehen worden. Er schritt mit Fräulein Hesse zu dem Tischchen hin, auf welchem die verschiedenen Feuerwerke lagen.

„Wollen Sie das Feuerwerk halten, so will ich es Ihnen sofort losbrennen,“ meinte er, indem er Fräulein Hesse ein großes römisches Licht anbot.

„Es wird mir ganz außerordentliches Vergnügen machen,“ antwortete sie.

Windsfeld zog eine Schachtel mit schwebischen Zündhölzern hervor und fuhr mit einem derselben über die zum Entzünden präparierte Fläche. Doch o weh! Die ganze Schachtel entzündete sich und mit einem lauten Aufschrei warf sie der Unvorsichtige von sich — gerade auf das Tischchen hin, auf dem all die vielen Feuerwerksgegenstände lagen. Ein furchtbarer, donnerähnlicher Knall ertönte und ein Flammenmeer blendete uns allen auf einen Moment die Augen, dann wurde ein

markerschlitternder Aufschrei von einer weiblichen Stimme gehört. Der Kommerzienrat und wir alle stürzten vor. Die Kleider von Fräulein Hesse hatten Feuer gefangen, das Mädchen war außer sich vor Schrecken. Der Kommerzienrat warf besonnen den Mantel seiner Frau über die Hilfloze, so daß das Feuer an ihren seidenen Kleidern erlöschte. Ohnmächtig aber sank das Mädchen in die Arme ihres Oheims. Wie entsetzlich war die Unvorsichtigkeit Windfelds für sie geworden! An den Händen und besonders im Gesicht hatte sie Brandwunden; ihr Haar war von dem aufflammenden Feuerwerk völlig versengt worden! Und wie mochten erst ihre Augen gelitten haben? Ihr Oheim zog ihr das halbverbrannte Kleid aus und machte es ihr um Hals und Brust etwas leichter. Ich hatte unterdessen vom nahen Bassin in einem Trinkglas Wasser herbeigeholt und reichte es dem Kommerzienrat, der ihre Stirne damit benezte. Nach wenigen Minuten kam sie wieder zu sich. Ihr leises Weinen und Stöhnen ging einem ins innerste Herz. Das arme Mädchen mußte entsetzliche Schmerzen ausstehen in jenen Stunden. Windfeld wurde weggeschickt, um den Arzt zu holen. Einige Diener brachten ein Ruhebett herbei, auf dem die Leidende ins Haus getragen wurde. Ein volles Vierteljahr sollte für mich verstreichen, bis ich die mir so lieb gewordene Freundin wieder sehen sollte. In tiefster Stimmung suchte ich mein Zimmer auf, das in einem Nebengebäude, wo die Gärtner und der Pförtner wohnten, zu ebener Erde lag. Wie wechselt doch auf dieser Welt Glück und Unglück oft so schnell.

Wie fröhlich war Fräulein Hesse noch kaum vor einer Vierteltunde mit uns im Pavillon zusammengesessen, wie hatten wir so harmlos gescherzt und gelacht, und nun war sie plötzlich auf ein langes, äußerst schmerzliches Krankenlager geworfen worden. Warum wurden über das unschuldige Mädchen solche Qualen verhängt, während der böshafte Bindfeld völlig unverfehrt aus dieser Katastrophe hervorging? Wenn dieses Unglück Bindfeld widerfahren wäre, hätte ich es ihm nicht im Stillen gegönnt? Hätte er nicht für seine fortwährenden Bosheiten eine gerechte Züchtigung von Gott verdient? Solche und andere Gedanken stiegen an jenem Abend in mir auf, ohne daß ich der Worte Gottes gedacht hätte: „Die Rache ist mein, ich will vergelten!“ Mein religiöses Leben war nicht frei von jener Werkgerechtigkeit, von jenem Pharisäismus, den die Welt so gerne an den gläubigen Christen tabelt. Ich war stolz darauf, daß ich meine Mutter und meine Geschwister in einem Maße unterstützte, wie es sonst junge Leute nicht zu thun pflegen, stolz auch, daß ich mich selbst von erlaubten und berechtigten Vergnügungen fernhielt, und ich hielt mich entschieden für besser als alle meine Kollegen. Wie sollte ich gedemüthigt werden und wie sollte ich da erkennen lernen, wie viel mir noch zu einem wahren Gotteskinde fehlte!

Am andern Abend, es dämmerte schon, ging ich wie gewöhnlich im Parke spazieren, da begegnete mir der Kommerzienrat. Er war, wie ich schon von weitem bemerkte, sehr schlechter Laune. Meinen Gruß erwiderte er kaum und befahl mir in kurzem, schneidigem

Tone, ihm zu folgen. Unser Weg führte uns an der Stelle vorbei, an der Windfeld gestern das Reh geschossen hatte. Noch sah man die blutigen Spuren. Der Kommerzienrat stieß einen Fluch aus, fragte mich aber zunächst nichts weiter. Wir kamen an einer kleinen Waldhütte an, die sonst den Parkarbeitern zum Aufbewahren der Gartengeräte diente. Die Thüre der Hütte war nur angelehnt, wir traten ein. Auf der Bank lag die von Windfeld gestern zur Strecke gebrachte Rehgaiz.

„Haben Sie das gemacht? Windfeld kann ich doch eine solche Dummheit nicht wohl zumuten,“ herrschte mich der Kommerzienrat an.

Ich schüttelte mit dem Kopf.

„Antworten Sie, Sie vermaledeiter Kopfhänger,“ fuhr er mich an, indem er mich hastig bei den Schultern faßte.

Mir stieg das Blut zu Kopfe; ich hätte am liebsten aufbegehrt. Wie konnte sich der Kommerzienrat erlauben, mich derart zu behandeln. Doch wozu seine Stellung aufs Spiel setzen; der wahre Thäter war ja nicht von mir allein bei seiner That ertappt worden.

„Herr Kommerzienrat,“ antwortete ich daher in etwas erregtem Tone, „Herr Windfeld hat die Rehgaiz geschossen.“

„Sie lügen, Sie Muder, Sie. Ich kenne Windfeld und weiß, daß er ein tüchtiger Schütze ist.“

„Fräulein Hesse hat es mit angesehen,“ brachte ich mit keuchendem Atem kaum hervor. „Fragen Sie Ihre Nichte, wenn Sie an meiner Wahrheitsliebe zweifeln. Wenn ich übrigens Ihr Vertrauen verloren haben sollte“ . . . .

„Schon gut, schon gut, machen Sie weiter keine Flausen.“ Der Kommerzienrat eilte rasch hinaus und ließ mich allein in dem Häuschen. Ich zitterte vor Erregung! Konnte ich mir eine derartige Behandlung gefallen lassen? Nein, ich wollte diesen Mann und dieses Haus verlassen, sobald sich eine Möglichkeit dazu bot. Noch heute wollte ich zu dem Direktor, meinem väterlichen Freunde, gehen, um ihm meine Not zu klagen und ihn um Rat zu fragen. Als ich an dem Pavillon, in dem wir gestern den Geburtstag von Fräulein Hesse gefeiert hatten, vorbeischnitt, bemerkte ich den Gärtner und einen Diener, die mit zu Boden gewendetem Blicke umhergingen und offenbar etwas suchten.

„Haben Sie etwas verloren?“ fragte ich den Gärtner, in dessen Haus ich ein Zimmer bewohnte und mit dem ich auf sehr gutem Fuße stand.

„Ich nicht,“ antwortete er mir. „Aber denken Sie sich, das gnädige Fräulein vermißt ihr kostbares Armband. Bei der gestrigen Katastrophe ist es ihr offenbar vom Arme gefallen. Es ist uns aber sehr verdächtig, daß wir es bis jetzt nirgends finden konnten, da ja das Fräulein es nur auf dieser Stelle verlieren konnte. Die Vermutung wird immer wahrscheinlicher, daß sich unter den Zuschauern bei dem gestrigen Feuerwerk ein Dieb befand, der das Armband, nachdem sich die Gesellschaft entfernt hatte, aufhob und vielleicht bereits in bare Münze verwandelt hat.“

Ich glaubte diese Behauptung des Gärtners bezweifeln zu müssen, da sich bei dem gestrigen Unglück nur reiche Leute befunden hatten und die wenigen

Diener, die zugegen waren, doch als vollständig zuverlässig bekannt waren, da sie schon viele Jahre im Hause des Kommerzienrats dienten und dort schon oft die Gelegenheit zu ähnlichen Diebstählen gehabt hätten.

Ja, meinte hierauf der Diener, der mit dem Gärtner nach dem Armbande suchte, auf die Dienerschaft habe auch niemand den geringsten Verdacht geworfen, der Herr Kommerzienrat kenne seine Leute wohl und wisse, daß er sich auf seine Angestellten verlassen könne. Aber es fänden sich unter den sogenannten Gebildeten oft Diebe. Der Bursche schaute mich bei diesen Worten mit einem solch boshaften Lächeln an, wie ich es sonst an ihm nie gewohnt war. Ich wußte nicht, was er damit wollte, und ging ruhig nach meinem Zimmer, um noch etwas in meiner englischen Grammatik zu studieren und alsdann dem Direktor einen Besuch abzustatten.

Mit meiner Arbeit wollte es jedoch heute nicht vorangehen. Meine heutigen und gestrigen Erlebnisse, insbesondere der Auftritt mit dem Kommerzienrat, hatten mich doch so sehr aufgeregt, daß eine Sammlung meiner Gedanken mir nicht recht möglich wurde. Da klopfte es plötzlich an die Thür und — herein trat der Kommerzienrat in Begleitung eines Polizeibeamten.

„Sie werden entschuldigen, mein Herr,“ begann der Polizeimann, während der Kommerzienrat sofort mein Zimmer wieder verließ, ohne ein Wort gesprochen zu haben. „Sie werden entschuldigen, aber Sie stehen in dem dringenden Verdacht, ein Armband entwendet zu haben, das der Nichte des Herrn Kommerzienrats, Fräulein Hesse, gestern abend abhanden gekommen ist;

darum hat man es für nötig befunden, eine Haus-  
suchung bei Ihnen vorzunehmen.“

Ich vermochte im Augenblick kaum ein Wort zu  
sagen, so sehr überraschte mich diese Nachricht. „Aber  
ich bitte Sie doch, mein Herr,“ begann ich dann, „das  
ist eine ganz insame Verleumdung!“

„Nun, das wird sich ja sofort herausstellen, mein  
Herr, aber Sie waren nach Aussage einer Reihe von  
Zeugen der letzte, der gestern den Platz verließ. Ein  
Zeuge hat sogar noch bedeutend mehr ausgesagt —  
doch das gehört ja vorläufig nicht zur Sache. Wollen  
Sie gefälligst einmal Ihre Kommode und Ihren Kasten  
aufschließen?“

Mir blieb keine Wahl übrig, als dem Befehle des  
Beamten ungesäumt nachzukommen. Doch ich hatte ja  
ein gutes Gewissen, in wenigen Minuten mußte meine  
Unschuld klar am Tage liegen.

Der Beamte suchte und suchte. Er untersuchte alle  
Schubladen meiner Kommode aufs genaueste und durch-  
forschte meine Kleider, meine Wäsche, meinen Schreib-  
tisch, mein Bettzeug — alles war natürlich umsonst;  
er fand kein Armband. Obwohl ich das Resultat  
seiner Arbeit ja hatte vorhersehen können, atmete ich  
doch erleichtert auf, als er endlich erklärte, daß er  
nichts habe finden können, was ja sehr erfreulich sei,  
und sich mit einer höflichen Entschuldigung empfahl. —  
So war ich denn wiederum allein; nun erst wurde es  
mir klar, warum mich der Gartenarbeiter vorher so  
verdächtig angesehen und ironisch angerebet hatte. Man  
kann sich meine Empörung kaum vorstellen. Mich zum

Dieb, zum Verbrecher stempeln, mir sogar die Polizei auf das Zimmer schicken; diese Beleidigung schien mir ganz unerhört, und ich war davon überzeugt, daß ich keinen Tag in diesem Hause länger verweilen durfte, wo ich so schändlich behandelt wurde. Ein Zeuge sollte besonders Belastendes über mich ausgesagt haben. Wer konnte dies anders sein als Windfeld? Dieser niederträchtige Mensch wollte mich zu Grunde richten, daran war kein Zweifel. Ich überlegte mir noch, wie ich am leichtesten, ohne den Verdacht zu erregen, daß ich am Ende doch das Armband gestohlen, meine Stellung aufgeben und das Haus verlassen könne, als es von neuem an meiner Thüre klopfte. Der Polizeibeamte trat wieder ein und erklärte mir, daß sich, obwohl das Armband bis jetzt bei mir nicht gefunden worden sei, die Verdachtsgründe auf meine Person durch eine neue Zeugenvernehmung derart erschwert hätten, daß er gezwungen sei, meine Inhaftierung sofort anzuordnen. Um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen, siehe draußen ein Wagen bereit, der mich ins Untersuchungsgefängnis bringen werde. Ich war auf diese Nachricht wie vom Schlage gerührt und beteuerte dem Kriminalbeamten unter Anrufung Gottes, als meines Zeugen, meine Unschuld. Doch alles war vergeblich. In ziemlich barschem Tone erklärte mir der Beamte, daß er mich, wenn ich nicht sofort seinem Befehle nachkommen und ihm folgen würde, gefesselt abführen lassen werde. Auf dem Hausflur stand Windfeld, und grinste mich schadenfroh an. „Ah, viel Vergnügen, Herr Bräuner, zu der noblen Spazierfahrt,“ rief er mir höhnisch nach, „der

liebe Gott hat es doch wunderbar gefügt . . .“ Der freche Mensch sagte noch mehr, ich konnte es aber nicht weiter verstehen. Daß Gott mir aus solcher Schmach nicht heraushalf, das schien mir allerdings in jenem Augenblicke ganz unbegreiflich, und ich begann das erste Mal in meinem Leben an seiner gnadenreichen Lenkung meines Geschicks zu zweifeln.

---



## VI.

Es war ein trüber, kalter Wintertag. Ich lag in dumpfer Verzweiflung in meiner Zelle auf der harten Gefangenenpritsche und starrte in trostlosem Weh nach dem Fenster hin, das von Schneeflocken umweht wurde. War es denn wirklich möglich und kein leerer Traum? Der Gott, auf den ich so fest vertraut, daß er meine Unschuld endlich ans Licht bringen werde, hatte mich im Stich gelassen! Ich war endgültig verurteilt worden, und sollte morgen in das Zellengefängnis abgeführt werden. Ich sollte eine einjährige Gefängnisstrafe verbüßen und mußte mich in dieser Zeit wie ein gemeiner Verbrecher behandeln lassen; dazu waren mir wegen meiner Jugend noch mildernde Umstände zugestanden worden. Und nachher? was sollte ich beginnen? Meine Existenz war vernichtet! Ich konnte, mit dem Brandmal des Verbrechers versehen, im Kaufmannsstande nicht mehr weiter kommen, mußte in Zukunft als armer Schreiber mein Brot kümmerlich verdienen. Und dazu hatten mich alle, die mir lieb waren, verlassen; niemand hatte mehr an meine Unschuld glauben können. Der Direktor, dem ich meine bisherige Existenz verdankte, der Pfarrer, dem ich sehr nahe stand, und in dessen Familie ich so gerne verkehrt

hatte, meine Brüder, denen ich ihr Kostgeld aus meinem eigenen Beutel bezahlt hatte, und selbst meine Mutter! . . . ich stöhnte laut auf vor innerem Weh! —

Doch wie hatte dies alles nur so kommen können? Wie hatte man nur die Gründe finden können, die mich, den Unschuldigen, in aller Augen als den Schuldigen erscheinen ließen. Neben dem frivolen Zeugnis eines bösen Menschen hatte die geradezu merkwürdige Verkettung einer Reihe von Umständen zu der Überzeugung geführt, daß menschlichem Ermessen nach kein anderer der Dieb sein konnte, als ich.

Nach monatelangem, ängstlichem Bangen war endlich der Tag herangekommen, an welchem die Verhandlung gegen mich vor dem Schwurgericht geführt werden sollte. Ich war mindestens ein halbes Duzend mal von dem Untersuchungsrichter ins Verhör genommen worden, ohne daß ich aus seinen Fragen ganz klar werden konnte, warum sich ein so schwerer Verdacht auf mich gelenkt hatte. Der Hauptverhandlungstag aber sollte mir volle Klarheit darüber verschaffen. Ich hatte bestimmt gehofft, daß ich freigesprochen würde, konnte deshalb nicht begreifen, daß der Geistliche, als er mich besuchte, mir so ernst ins Gewissen redete und auf die Beteuerungen meiner Unschuld schließlich ganz traurig wurde und mit Thränen in den Augen von mir schied. Verwandte und Freunde erhielten nicht die Erlaubnis, mich zu besuchen. Wie überrascht war ich aber, als der Direktor und meine Mutter wenige Minuten vor der Gerichtsverhandlung in meine Zelle geführt wurden und mich beide mit Ermahnungen und

Bitten bestürmten, ich möchte doch meine Schuld bekennen und mich nicht länger aufs Leugnen verlegen. Und als auch sie meinen Beteuerungen keinen Glauben schenkten, als mir meine Mutter um den Hals fiel und mich flehentlich bat, ich möchte doch die Wahrheit sagen, sonst würde sich Gott ganz von mir abwenden, und ich würde zu der zeitlichen Strafe noch die ewige Verdammnis auf mich laden, da war ich vor tiefem Schmerz nicht mehr imstande, ein einziges Wort zu sprechen. Und sie meinten, ich würde nun alles weitere Leugnen aufgeben und den Diebstahl zugestehen.

Der erste Zeuge, der bei der Hauptverhandlung vernommen wurde, war Windfeld. Er hatte sich zu der Gerichtsverhandlung recht elegant, wie ein „Sigerl“ gekleidet; in seinen Zügen lag scheinbar tiefer Ernst. Nur wenn er sich der Anklagebank zuwandte, wo ich armer Mensch hatte Platz nehmen müssen, umspielte jenes überlegen triumphierende Lächeln seine Lippen, das ihm eigen war. Windfeld war der erste der Zeugen, der das Wort erhielt. Er erzählte, daß er mich, nachdem das Unglück durch seine Unvorsichtigkeit geschehen, allein im Pavillon hätte stehen sehen, wo Fräulein Hesse, wie er mit eigenen Augen gesehen, ihr Armband, bevor sie aufstand, abgezogen und auf den Tisch gelegt habe. Er habe selbstverständlich nicht daran gedacht, daß ich mich in den Pavillon geschlichen habe, um den Schmuck zu entwenden, und sei deshalb, ohne sich weiter um mich zu kümmern, auf Wunsch des Kommerzienrats sofort zum Arzt gelaufen. Als er nun wieder zurückgekommen sei, habe er in der

Nähe des Unglücks überhaupt niemand mehr gesehen; schon habe er ins Haus gehen wollen, um sich nochmals bei dem Kommerzienrat zu entschuldigen, da habe er im Pavillon ein verdächtiges Geräusch vernommen. Plötzlich sei ihm das Armband des gnädigen Fräuleins eingefallen, und daß sich da vielleicht ein Dieb in das Gartenhaus geschlichen haben könne. „Ich ging deshalb“ — so fuhr er in seiner Rede fort — „sogleich nach dem Pavillon zurück, und als ich eintrat, erkannte ich sofort meinen Kollegen, Herrn Bräuner, der einen, wenn mich meine Augen nicht täuschten, glänzenden Gegenstand in der Hand hielt, den er aber, als er mich gewahrte, sofort in seiner Hosentasche verschwinden ließ. Ich fragte nun Herrn Bräuner, ob er das Armband von Fräulein Hesse nicht gesehen habe, was dieser jedoch in ziemlich betretenem Tone verneinte. Hierauf steckte er seine Flöte zu sich und eilte, ohne meinen Abendgruß zu erwidern, seiner Wohnung zu.“

Ich war aufs tiefste empört über die Frechheit, mit welcher dieser infame Mensch all diese Lügen vortrug. An seinem Zeugnis war nur richtig, daß er mich im Pavillon, als ich eben meine Flöte holte, getroffen hatte. Vorher hatte ich mich nicht in dem Gartenhause aufgehalten, auch hatte mich Windsfeld nicht nach dem Armande gefragt. All' dies gab ich vor dem Gericht mit Ruhe und Bestimmtheit an und verschwieg auch nicht, daß Windsfeld immer eine besondere Tücke auf mich gehabt habe, was mir auch meine sämtlichen Kollegen bezeugten. Die Aussage Windsfelds hätte übrigens meine Verurteilung noch

nicht zur Folge gehabt, besonders da auch Fräulein Hesse, die der Untersuchungsrichter, da sie noch nicht ausgehen konnte, in ihrem Zimmer vernommen hatte, nicht bestimmt angeben konnte, ob sie das Armband schon im Pavillon abgezogen, oder ob dasselbe erst nach der Katastrophe, als man ihr die brennenden Kleider vom Leibe riß, ins hohe Gras gefallen sei. Im übrigen hatte sie den Untersuchungsrichter hoch und teuer versichert, daß sie von meiner Unschuld überzeugt sei. Diese Mitteilung fuhr wie ein heller Lichtstrahl durch die tiefe Nacht, die meine Zukunft umhüllte. Sie also hielt mich trotz des überwältigenden Beweismaterials für unschuldig, sie allein glaubte an mich, wo mich selbst meine innigsten Freunde und meine Mutter für schuldig hielten!

Und wie war es denn nur möglich, daß auch meine nächsten Angehörigen nicht mehr an meine Unschuld glauben konnten?

Am Tage nach jenem verhängnisvollen Abend, als ich eben vom Frühstück kam, trat ein nicht gerade fein gekleideter, aber doch wohl aussehender Herr zu mir ins Zimmer, und stellte sich mir als Max Meyer vor. Er sei durch eine langwierige Augenentzündung stellenlos geworden und habe Weib und Kind zu Hause, die in bitterster Not seien. Er habe im Bureau der Fabrik nach Beschäftigung gesucht, sei aber leider zurückgewiesen worden, da gegenwärtig keine Stelle frei sei. Ich wußte nun schon, was der Mann wollte, und gab ihm ein Almosen, worauf er sich, nachdem er sich höflich bedankt hatte, entfernte.

Es mochten kaum zwanzig Minuten vergangen sein, da trat derselbe Mensch, der sich mir als Max Meyer vorgestellt hatte, in dem größten Goldwarenladen der hiesigen Stadt ein und bot dem Goldwarenhändler das Armband von Fräulein Hesse zum Verkauf an. Er erzählte diesem dieselbe Krankheitsgeschichte, wie er es bei mir vorher gethan hatte. Das Armband sei der letzte, wertvolle Besitz seiner ehemals wohlhabenden Frau, ein Andenken, das ihr einst die Fürstin von S., bei der sie lange Jahre als Gesellschafterin gewohnt, verehrt habe. Die Erzählung des Gauners machte auf den Goldwarenhändler den Eindruck der Wahrheit. Es liege, so meinte der schlaue Dieb, durchaus nicht in seiner Absicht, das wertvolle Armband zu verkaufen, er möchte nur um einen kleinen Kredit von etwa 100 Mark dafür bitten, die er im nächsten Monat wieder mit Zinsen zurückerstatten werde. Der Goldschmied erkannte sofort, daß das Armband mindestens den fünffachen Wert hatte, und ging deshalb bereitwilligst auf den Wunsch des Diebes ein. Nach kaum zwei Stunden erfuhr er, daß Fräulein Hesse ihr Armband verloren habe; er fürchtete, daß es vielleicht das bei ihm vor kurzem verpfändete sein möchte, was sich auch sogleich als richtig herausstellte. Aber alle Nachforschungen nach dem Gauner waren vergeblich. Derselbe konnte das Armband unmöglich selbst an Ort und Stelle entwendet haben; als er nämlich, bevor er zu mir kam, den Weg nach der Villa nehmen wollte, war er von dem Pförtner verhindert worden, den Garten des Kommerzienrats zu betreten. Er hatte überhaupt merk-

würdigerweise bei keinem einzigen Beamten der Fabrik vorgespochen, war auch nicht, wie er mir gegenüber aus sagte, im Bureau der Fabrik gewesen. Wer konnte ihm also das Armband zum Verkauf gegeben haben außer mir, der ich schon durch die Aussagen Windfelds stark verdächtigt war. Zudem behauptete die Gärtnerin, die an jenem Morgen, als der Fremde zu mir kam, auf dem Hausgange gestanden, daß ich lange und vertraulich mit demselben geredet habe und ihn wie einen intimen Bekannten empfangen und begrüßt hätte. Auch sagte der Goldwarenhändler aus, daß der Unbekannte den gleichen Dialekt gesprochen, wie ich. Um das Maß meiner Sünde voll zu machen, bezeugte der Gärtner, daß ich, als er mit Windfeld nach dem Schmucke gesucht, und ich an ihnen vorbeiging, äußerst betreten gewesen sei und ganz den Eindruck eines Diebes gemacht habe. Endlich gab der Pförtner zu Protokoll: „Ich habe schon früher einmal mit diesem Menschen verkehrt.“ Diese Zeugenaussage ist mir bis auf den heutigen Tag vollständig unbegreiflich, und wurde wohl auf Anstiften Windfelds gemacht, dessen Geld überhaupt bei dem ganzen Prozesse eine bedeutende Rolle gespielt haben mag. Ein Arbeiter des Parks bezeugte, daß er mich am frühen Morgen nach jenem verhängnisvollen Abend im Park gesehen habe; ich sei im Gebüsch verschwunden und kurz darauf habe er mich reden hören. Ich hatte nichts weiter gethan, als meine englischen Wörter gelernt; das Gericht aber nahm an, daß ich mich schon in der Frühe mit jenem Gauner verabredete, aber offenbar nicht mit ihm handelsseitig geworden sei.

Nachdem der Staatsanwalt all' dieses mit großer Gewandtheit vorgetragen und nachgewiesen hatte, daß der Dieb kein anderer gewesen sein könne, als ich, und er es deshalb für vollständig unnötig halte, mit dem Urtheil zu warten, bis erst mein Helfershelfer eingefangen sei, was der Polizei, da inzwischen schon vier Monate verstrichen seien, vielleicht nie gelingen werde, da waren alle, die zugegen waren, so von meiner Schuld überzeugt, daß die Worte meines Verteidigers, der selbst nicht an meine Unschuld glaubte, kaum mehr von den Schwurgerichtsbeisitzern geglaubt wurden und meine Unschuldsbezeugungen sogar lebhaften Unwillen hervorriefen. Ich wurde, wie schon oben hervorgehoben, mit Rücksicht auf meine Jugend und meine sonstige tadellose Lebensführung zu einer einjährigen Gefängnisstrafe verurtheilt. Nach menschlichem Erachten war keine Aussicht vorhanden, daß ich früher aus dem Gefängnis befreit oder überhaupt meine Unschuld Zeit meines Lebens an den Tag kommen würde. Obwohl sich mein Inneres gegen diese harte Schickung des Allmächtigen gewaltig aufbäumte, hoffte ich doch noch im Stillen zu Gott, daß er über kurz oder lang meine Unschuld an den Tag bringen werde, und meine Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden.

---



### Kapitel VII.

„Lesen Sie, lesen Sie, mein Fräulein“ — rief er unablässig.





VII.

„Und so ist gar keine Hoffnung mehr vorhanden ihn zu retten, ihn aus dem Gefängnis zu befreien. Wissen Sie mir denn gar keinen Rat, Herr Rechtsanwalt?“

„Ich bedaure sehr, mein gnädiges Fräulein, aber der junge Mann ist nun einmal rechtskräftig vom Schwurgericht verurteilt und so lange Sie keine völlig neuen Entlastungsbeweise beibringen, etwa daß der Gauner, der das Armband in dem Goldwarenladen versetzte, eingefangen würde und sich als einziger Schuldiger herausstellte, so lange kann Ihren Schützling keine Macht der Welt aus dem Gefängnis befreien.“

„Aber wie sollte ich das beginnen? Wie könnte ich zur Ergreifung des Verbrechers etwas beitragen?“

„Sie könnten vielleicht einen Preis . . . . Doch nein, wie die Dinge liegen, muß ich auch davon abraten. Dagegen würde vielleicht, wenn noch ein halbes Jahr verstrichen, die Gnade des Königs . . .“

„Ein halbes Jahr, Herr Rechtsanwalt, das ist für einen unschuldig Verurteilten eine lange Zeit. Ich aber will meinen Schützling vorerst nicht der Gnade des Königs, sondern der des lebendigen Gottes anbefehlen. Der Gott, der einst Daniel aus dem Rachen

des Löwen befreite, kann auch heute noch eines seiner Kinder aus dem Gefängnis erlösen.“

„Sie haben einen starken Glauben, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Rechtsanwalt und ein etwas ungläubiges Lächeln durchzuckte seine feinen Gesichtszüge, während er mit seinen Fingerspitzen seinen Schnurrbart drehte.

Fräulein Hesse, die ihm gegenüber auf dem gepolsterten Lehnstuhl Platz genommen hatte, erhob sich rasch.

„Ich will Sie nicht länger belästigen, verehrter Herr Rechtsanwalt; doch hoffe ich, daß ich Ihnen bald Entlastungsbeweise beizubringen imstande sein werde, welche die Unschuld Herrn Bräuners ans Licht bringen werden.“

Der Rechtsanwalt begleitete die junge Dame bis zur Thür. „Ich bedaure wirklich, mein gnädiges Fräulein, und bewundere Ihren Glauben an einen Menschen, der vielleicht doch nicht so ganz . . . Doch ich möchte Sie durchaus nicht verletzen, mein Fräulein, es ist ja nur lautere, reine Herzensgüte, was Sie zu bewegen vermochte, sich dieses jungen Menschen anzunehmen.“

„Wir werden uns bald wiedersehen, Herr Rechtsanwalt, Sie werden dann sehen, daß ich mich nicht getäuscht habe; ich fühle eine so merkwürdige Ahnung, daß nun Gott meine Gebete bald hören und einen Unschuldigen aus seinem Gefängnis befreien wird.“

„O, Sie lächeln, Herr Rechtsanwalt,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „aber auch um Ihretwillen, ich möchte sagen um Ihres Unglaubens willen, wird Gott gewiß eingreifen.“

Der Rechtsanwalt bat in höflichen Worten um Verzeihung und versicherte, daß es durchaus nicht seine Absicht gewesen, das gnädige Fräulein etwa durch sein Lächeln zu beleidigen.

„Das weiß ich wohl, aber Sie glauben doch nicht, daß es einen Gott giebt, der die Seinen auch aus dem Gefängnis erretten kann.“

Der Rechtsanwalt mußte allerdings bestätigen, daß ihm ein besonderes Eingreifen einer höhern Gewalt in diesem Falle nicht denkbar sei, doch respektiere er das Gottvertrauen von Fräulein Hesse.

Meine verehrte Freundin, die mir, der ich zur selben Stunde trübselig in meiner Zelle auf der Gefangenenpritsche lag und trostlos nach den hernieder-schwebenden Schneeflocken zu meinem Fenster hinaufschaute, später all diese Auftritte erzählte, saß nun, nachdem sie sich von dem Rechtsanwalt verabschiedet hatte, allein in ihrem Wagen und fuhr ihrer Wohnung zu. Es war ihr dabei doch ängstlich zu Mute. Obwohl sie felsenfest auf meine Unschuld baute, schien es ihr doch, als ob sie dem Rechtsanwalt vielleicht etwas zu viel von ihrem Vertrauen auf Gottes Hilfe gesprochen hatte. Derselbe war ein sehr intelligenter und rechtschaffener junger Mann, aber ein entschiedener Leugner jeder höheren Offenbarung. Würde Herr Dr. Fritsch, wenn es nun doch Gottes Willen war, daß ich im Gefängnis bleiben sollte, sich nicht über ihren massiven Gottesglauben gelegentlich lustig machen? Und wie würde sie dann beschämt sein, wenn ihre Hoffnung zu schanden würde?

Zur selben Zeit, als im Herzen meiner Freundin noch Hoffnung und Zweifel auf und ab wogten, hatte Gott schon die Mittel und Wege zu meiner Befreiung gefunden. In eine der ärmlichsten Schenken der Hauptstadt war eben ein ziemlich heruntergekommener Mensch eingetreten, der sich in die hinterste Ecke setzte und Bier und eine Zigarre verlangte. Nachdem er das Gewünschte erhalten, vertiefte er sich in die Lektüre einer Zeitung. Da kam zuerst ein langer, politischer Leitartikel „über die Reform der Börse,“ dann einer „über die Lage im Orient,“ dann alle möglichen Nachrichten über Aus- und Inland. Das alles interessierte jedoch unsern Zeitungsleser sehr wenig, er hatte alle diese Artikel und Nachrichten nach wenigen Minuten überflogen; eigentliches Interesse haben für ihn nur zwei Teile der Zeitung: die Gerichtszeitung und die Steckbriefe. In hohem Grade belustigt schien er von einem Artikel letzterer Art zu sein; da war ein Mann in den vierziger Jahren, der des Diebstahls dringend verdächtig war, der Gendarmerie zur Verhaftung anempfohlen. Die Beschreibung dieses Individuums schien unserem Zeitungsleser besonderes Vergnügen zu machen: mittlere Größe, ziemlich hager, na, das kann man so leicht von jedem fünften Menschen sagen, -der auf Gottes Erdboden herumläuft, murmelte der Gauner vor sich hin, indem er behaglich seine Zigarre weiter schmauchte. „Braune Augen und etwas hervorstehende Backenknochen.“ Wie die Spitzel doch alles so genau wissen; aber daran wird mich wahrlich noch keiner erkennen, fuhr unser Zeitungsleser in seinem

Selbstgespräch fort und über sein Gesicht flog ein triumphierendes Lächeln, als er weiter las: „starker Bartwuchs, schwarzer Vollbart und ziemlich lange, etwas gekräuselte, schwarze Haare;“ der Bursche strich sich vergnüglich sein rötlich-blondes Schnurrbärtchen und fuhr dann über sein glatt rasirtes Kinn und sein kurz geschorenes rötlich blondes Kopfhaar. „Na,“ brummte er dann vor sich hin, „die Spitzel haben sich gewaltig geirrt und wissen offenbar nicht, daß ich zwei Jahre bei einem Friseur in die Lehre gegangen bin.“

Nun studierte er die Gerichtszeitung, die heute besonders ausführlich war. Aus den vielen Prozessen, die da nacheinander erzählt waren, konnte er für sein Gewerbe nach seiner Ansicht ganz besonders viel Nutzen ziehen. Doch plötzlich wurden seine Züge ernster, sein Auge heftete sich fester auf die Zeitung. Was war das? Die Sache mit dem Armband kam da zur Verhandlung und ein junger Mann wurde schuldig gesprochen, ein Mensch, dessen er sich im Augenblick nicht mehr entsann. Doch der Verlauf der Verhandlung, wie er sie in der Zeitung las, erinnerte ihn wieder daran. Ja, er hatte sich allerdings Mühe gegeben, die Villa Hesse zu rekonoszieren, ob es sich da vielleicht verlohnte, im Bunde mit seinen Freunden einen Einbruchsdiebstahl auszuführen? Doch überall wurde er zurückgewiesen, an dem Betreten der Fabrikräume, des Bureaus, der Villa war er verhindert worden; nur ein junger Mann hatte ihm geöffnet, bei dem es aber nicht viel zu holen gegeben hätte, den er angebettelt und von dem er eine verhältnismäßig

schöne Gabe empfangen hatte. Und dieser junge Mensch mußte nun an seiner Statt büßen! Er las den Prozeß nochmals und mußte unwillkürlich über die Rede des Herrn Staatsanwalts lächeln, der da eine ganze Masse unsinniges Zeug bewies, an dem, wie er ja selbst am besten wußte, kein wahres Wort war. Und der Verteidiger. Wie schlecht hatte er seinen Klienten bedient! Der arme Bursche, er dauerte ihn wirklich. Vielleicht gab es ein Mittel, denselben zu befreien, ohne daß er sich selbst in Gefahr begab. Der Gauner dachte ein wenig nach; doch schon schien er einen Ausweg gefunden zu haben, er schlug heftig auf den Tisch, verlangte von der herbeieilenden Kellnerin Feder und Papier und begann zu schreiben.

Es waren kaum zwei Tage, nachdem dem wahren Diebe des Armbands meine Verurteilung zu Gesicht gekommen war, da sollte Fräulein Hesse, ohne daß sie es wollte, das Geheimnis lüften, das über den Diebstahl wie ein undurchdringlicher Schleier gebreitet war. Sie hatte an einem freundlichen, sonnigen Winternachmittag ihr Zimmer verlassen, um im Parke etwas spazieren zu gehen. Mein früherer Bögling, ihr Bruder, begleitete sie. Da vernahmen die beiden, als sie an der Wohnung des Gärtners vorbeigingen, ein mörderisches Geschrei, das offenbar von einem weinenden Kinde herrührte.

„Das ist Mariechen,“ erklärte der kleine Oskar seiner Schwester. „Sie bekommt wieder einmal schrecklich Schläge von der bösen Marianne.“

„Wer ist denn diese Marianne?“ fragte Fräulein Hesse.

„Sie ist eine Schwester der Gärtnerin,“ antwortete der Kleine. „Aber Mariechen kann sie durchaus nicht leiden, und wenn die Mutter fort ist, schlägt sie das Mädchen oft fürchterlich.“

Die beiden waren unmittelbar vor dem Fenster angekommen, von wo das Weinen offenbar herrührte. Die Gärtnerswohnung war parterre, so daß man leicht von außen in das Zimmer sehen konnte. Ein kaum vierzehnjähriges Mädchen schlug auf ein fast nacktes etwa sechsjähriges Kind mit der Rückseite eines Staubbesens unbarmherzig los.

Fräulein Else war eben daran, an das Fenster zu klopfen, um dem Mädchen in ihrem rohen Treiben Einhalt zu gebieten, als Marianne das Kind plötzlich los ließ und betreten zurückfuhr. Wie es schien, hatte die Kleine offenbar etwas gesagt, was sie aufs äußerste erregte.

„Was sagst du da, du,“ schrie sie ganz blaß vor Zorn, „du wolltest etwa mich anzeigen . . .“

„Ja freilich werde ich es der Frau Kommerzienrätin sagen, daß du das Armband . . .“

Die Kleine konnte nicht weiter sprechen, wie ein grimmiger Tiger sprang Marianne auf das Mädchen los und faßte es bei der Kehle.

„Wenn du nur noch ein einziges Wörtchen sagst, so will ich dich erwürgen, du . . .“ ein nicht wiederzugebender Ausdruck folgte.

Nun hatte Fräulein Hesse genug gehört. Sie mußte auf der Stelle in das Zimmer treten und alles weitere erfahren; sie hatte diesen Gedanken kaum gedacht, als er auch schon ausgeführt war. Die

beiden Mädchen waren im Augenblick sprachlos vor Schrecken, als die, von der sie eben noch gesprochen, plötzlich mitten unter ihnen stand. Fräulein Hesse schritt freundlich auf Mariechen zu, nahm es auf den Arm und fuhr ihm über die wirr zerzausten Haare. „Du armes Kind,“ redete sie das Mädchen in zärtlichem Tone an, „du bist eben ganz garstig, ganz abscheulich behandelt worden. Doch du sollst nun nicht mehr der Obhut dieses boshaften Mädchens anvertraut werden.“ Das Fräulein richtete einen strafenden Blick auf Marianne, die finster vor sich hin auf den Boden sah.

„Sprich, du Unartige, Infame, wie kommst du dazu, dieses unschuldige Kind derart zu behandeln.“

Marianne gab keine Antwort. „Bringe mir sofort das Kleidchen der kleinen Marie. Ich werde sie mit mir in die Villa nehmen.“

Etwas zögernd kam Marianne diesem Befehle nach. Sie hoffte im Stillen, Fräulein Hesse werde sie nun in Ruhe lassen und sie wegen ihres unverantwortlichen Benehmens nicht weiter zur Rechenschaft ziehen. Doch darin hatte sie sich geirrt. Nachdem Mariechen angezogen war, nahm sie das Kind auf den Arm. „Du wirst hier bleiben bis man dich holt,“ befahl sie dann Marianne.

„Ich werde zum Metzger gehen und Fleisch holen, meine Schwester hat es mir befohlen,“ antwortete diese in trotzigem Tone und trat in den Hausflur.

„Und ich sage du bleibst hier,“ gab Fräulein Hesse zurück, indem sie das widerspenstige Mädchen wieder in die Stube zurückzog und dann rasch die Thüre hinter ihr zuschloß.

Als sie mit Mariechen in der Villa angekommen war, gab sie sofort zwei Dienern Befehl, Marianne zu holen und sie, bis weitere Befehle erfolgen würden, in ein Zimmer einzuschließen.

Fräulein Hesse begab sich mit Mariechen in ihr Zimmer und bot der Kleinen eine Erfrischung an. Nach kurzer Zeit hatte sie alles von ihr erfahren, was sie wissen mußte, um meine Befreiung ins Werk zu setzen.

Bei der Entwendung des Armbands war es äußerst einfach zugegangen. Die beiden Mädchen hatten am Morgen nach dem Brandunfall auf dem Platze gespielt, auf dem wir am Abend vorher das Feuerwerk losbrennen wollten. Mariechen hatte das Armband, das ins hohe Gras gefallen war, gefunden, und wollte es sofort Fräulein Hesse bringen. Marianne aber hatte es ihr aus der Hand gerissen und gesagt, sie selbst wolle es dem gnädigen Fräulein überreichen, was sie aber nicht sofort ausführte. Und wie war das Armband in die Hände des Gauners gekommen? Die beiden Mädchen waren eben im Begriff, in das Haus zu treten, als der Fremde, der mich angebettelt hatte, ihnen entgegen kam. Als Marianne ihn kommen sah, verbarg sie das Armband rasch unter ihrem Schurz. Der Gauner hatte aber den kostbaren Schmuck wohl bemerkt.

„Was du aber da für ein schönes Armband hast,“ redete er Marianne an, indem er den Schmuck näher besah. „Ich handle mit solchen Sachen und würde ihn dir gerne abkaufen.“

„Das Armband gehört uns ja gar nicht, es gehört Fräulein Hesse,“ hatte Mariechen darauf geantwortet.

„Was weißt denn du, kleine Kröte, packe dich fort, oder . . .“ Marianne schlug Mariechen bei diesen Worten mit der Faust ins Gesicht, das Mädchen eilte weinend ins Haus. Nach kurzer Zeit trat auch Marianne in die Stube, sie hatte dem Fremden den kostbaren Schmuck für die Mark überlassen, die ich demselben vorher geschenkt hatte. Mariechen aber bedrohte sie, daß sie es sofort erwürgen würde, wenn es wagen sollte, über das Armband auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen.

Nachdem Fräulein Hesse dies aus dem Munde des Kindes erfahren hatte, gab sie sofort Befehl, den Wagen anzuspannen. Sie wollte mit Mariechen zu ihrem Rechtsanwalt fahren, um demselben die frohe Kunde zu überbringen, daß sie Gott doch nicht im Stich gelassen und meine Unschuld nun klar am Tage liege. Doch noch hatte sie das Zimmer nicht verlassen, als es klopfte, und herein trat ihr Rechtsanwalt, Dr. Fritsch.

„Sie haben die Wette gewonnen, mein Fräulein, mein Unglaube ist besiegt, Ihr Gott, auf den Sie so fest vertrauten, hat Ihnen geholfen. Hier lesen Sie, dieser Brief wird die Unschuld Ihres Schüglings, wie ich hoffe, an den Tag bringen. Dieses Schreiben wurde von dem Gauner, der das Armband verkaufte, an den ersten evangelischen Pastor in S. gesandt, der es mir soeben übergeben hat.“

Fräulein Hesse wollte dem Rechtsgelehrten auch von ihren Entdeckungen erzählen, doch er ließ sie nicht zum Wort kommen. „Lesen Sie, lesen Sie, mein Fräulein,“ rief er unablässig.

„Wie wunderbar sind die Wege Gottes!“ rief sie aus, nachdem sie von dem Briefe Kenntniß genommen. „Hören Sie, Herr Doktor! fragen Sie einmal, bevor ich ein weiteres Wort sage, dieses Kind über das Armband aus, es wird Ihnen Wort für Wort das gleiche erzählen, was hier in diesem Briefe enthalten ist.“

Klein Mariechen erzählte dem Herrn Rechtsanwalt treuherzig, was sie von dem Armband wußte und er staunte nicht wenig über diese merkwürdige Führung Gottes, der es so gelenkt hatte, daß zwei von einander vollständig unabhängige Entlastungszeugen meine völlige Unschuld an den Tag bringen mußten. Auch Marianne wurde nun herbeigeholt, und in Gegenwart des Kommerzienrats stramm ins Verhör genommen; sie leugnete anfangs, doch den Kreuz- und Querfragen des gewandten Anwalts war sie nicht gewachsen, bald gestand sie alles. Noch an demselben Tag fuhr der wackere Advokat zum Staatsanwalt, und brachte es so weit, daß ich noch am gleichen Tage vorläufig aus dem Gefängnis entlassen wurde. Als mich die Freundschaft traf, saß ich eben mit einigen Gefangenen in der Schreibstube und trug die laufenden Rechnungen in das Hauptbuch ein. Daß man mir eine derartige Beschäftigung gegeben, geschah auf besondere Verwendung des Geistlichen, in dessen Haus ich früher verkehrt hatte. Da trat plötzlich ein Aufseher herein, der mich zum Direktor beschied. Derselbe teilte mir mit, daß ich noch am heutigen Tage die Strafanstalt verlassen könne, da ich allem Anschein nach unschuldig verurteilt sei. Es werde das beste für mich sein, wenn

ich zunächst in meine frühere Wohnung zurückkehren und alles weitere erwarten würde. Es wurden mir hierauf meine alten Kleider angewiesen, und kaum war eine Stunde vergangen, als sich auch schon die Pforte der Strafanstalt hinter mir schloß. Ich war noch im Zweifel, wohin ich meine Schritte zuerst lenken sollte, als eine vornehme Kutsche neben mir hielt.

„Herr Bräuner, grüß Gott, Herr Bräuner,“ rief mir eine wohlbekannte Stimme aus derselben zu, und im nächsten Augenblick stieg Fräulein Else aus und mit ihr Herr Rechtsanwalt Dr. Fritsch, die mich beide aufs herzlichste begrüßten und zu sich in den Wagen nahmen.

Wie sehr sich mein altes Mütterlein drüber freute, daß ich nun doch endlich als unschuldig erfunden wurde, das kann ich kaum beschreiben. Nicht geringer war die Freude des Direktors, dem ich so vieles verdanke, und des Geistlichen, der mich wegen seiner scharfen Rede, die er im Gefängnis an mich hielt, geradezu um Verzeihung bat. Auch der Kommerzienrat war äußerst zuvorkommend gegen mich und ließ mir eine größere Entschädigungssumme einhändigen, die ich aber nicht für mich selbst verwandte, sondern zwei armen Familien zukommen ließ, deren Ernährer damals gerade in einem Steinbruch verunglückten.

Und Windsfeld? Auch er gratulierte mir aufs freundlichste zu meiner Befreiung und behauptete, er könne mich versichern, es sei niemand schrecklicher gewesen, wider mich zu zeugen, als ihm. Das Betragen dieses Menschen ist mir bis auf den heutigen Tag ein Rätsel geblieben. Welche Gründe ihn dazu bewogen

haben mochten, mich, wenn es irgend möglich, zu verderben? Ein Nebenbuhler war ich ihm ja in keiner Weise, auch hatte ich ihm nie das Geringste zu leide gethan. Das, was ihn gegen mich erboste, war, daß ich Gott dienen wollte. Die Feindschaft gegen Gott drängte ihn dazu, alles zu verfolgen, was unter göttlichem Einflusse stand. Ich hatte nicht mehr viel von ihm zu leiden; wenige Wochen nach meiner Befreiung verließ er die Fabrik. Auch meine Tage in dem Etablissement Hesse in S. waren gezählt. Dem Kommerzienrat wäre es schon sehr angenehm gewesen, wenn ich meine „Kindsmagdstellung,“ wie sich Windfeld auszudrücken pflegte, wieder übernommen hätte. Auch ich hätte, schon um Fräulein Hesse einen Gegendienst leisten zu können, den kleinen Oskar sehr gerne noch eine Zeit lang unter meine Obhut genommen. Doch mein väterlicher Freund und Gönner, der Direktor, riet mir sehr davon ab, noch länger in S. zu bleiben. Das Leben und Treiben in der Villa Hesse war nach seiner Ansicht nicht dazu angethan, mich innerlich zu fördern; dazu hielt er es für meine weitere Ausbildung im kaufmännischen Berufe für unumgänglich nötig, daß ich auch in andern Geschäften mich umsehen und ausbilden sollte. Ich kam seinem Wunsche nur mit innerem Widerstreben nach. Die schwere Leidenschule, durch die ich hatte gehen müssen, hatte nicht wenig dazu beigetragen, mir das Trachten nach äußerem Glück und äußerer Ehre auf dieser Welt zu verleiden. Ich hätte am liebsten eine Berufsart ergriffen, in der ich ganz für die Sache des Reiches Gottes hätte arbeiten und

wirken können. Dem schon öfters erwähnten Geistlichen gestand ich endlich nach langem Hin- und Herfinten meinen Herzenswunsch. Schmerzlich überrascht war ich aber, als derselbe mir davon abriet, zunächst in eine Predigerschule oder in ein Missionshaus einzutreten. Borerst, so meinte der wackere Mann, sei es meine Pflicht, in meinem Berufe zu verharren, besonders da auch meine Mutter meine Unterstützung nicht entbehren könne. Dann halte er meinen Entschluß wohl für sehr löblich; aber es schein ihm, daß ich mich als Christ noch mehr ausreifen müsse, bevor ich mich ganz dem Dienste im Reiche Gottes widme.

Mit schwerem Herzen nahm ich nach einigen Wochen, nachdem ich in der Residenz K. eine andere Stelle gefunden hatte, von allen Lieben Abschied. Als ich bei Fräulein Else Hesse vorsprach, wurde ich zuguterletzt noch durch eine Freudenbotschaft überrascht, die mich einfältigen Menschen im Augenblick aber nichts weniger als freudig stimmte. Fräulein Hesse theilte mir nämlich unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit ihre Verlobung mit Herrn Rechtsanwalt Dr. Fritsch mit. Als mir meine liebe Freundin von der innigen Liebe, die sie mit diesem tüchtigen Manne verbinde, erzählte, wurden mir unwillkürlich die Augen feucht, und am liebsten hätte ich wie ein Kind laut aufschluchzen mögen. Seit jenem Morgen, an welchem ich das Fräulein im Garten getroffen, und wir so schöne Freundschaft geschlossen, war in meinem Herzen die stille Hoffnung aufgekeimt, Fräulein Hesse müsse noch einmal die Meinige werden. Was hofft und glaubt nicht alles ein

siebzehnjähriges Jünglingsherz! So unsinnig der Gedanke war, ich hatte mich immer fester daran angeklammert. Hatte man doch ähnliches schon in Geschichtenbüchern gelesen. Um so größer war daher meine Überraschung, als ich nun plötzlich erfuhr, daß all mein Hoffen und Wünschen nichts weiter gewesen war, als ein eitler Traum, der meine knabenhafte Phantasie umgaukelt hatte.

Fräulein Hesse hatte meine Rührung im Stillen außerordentlich gefreut. Daß ich mich mit andern Gedanken als die der reinen Freundschaft ihr gegenüber tragen könne, kam ihr nicht in den Sinn. Ihr selbst kamen Thränen in die Augen, als sie sich von mir verabschiedete, und sie versprach mir, daß sie, so lange sie lebe, immer meine treue Freundin bleiben wolle, was sie auch treulich gehalten hat. Sie nahm später bei allen meinen Kindern die Patenstelle an, und es verging kein Jahr, an welchem sie sich nicht einmal hätte bei uns sehen lassen, obwohl wir so weit von einander entfernt wohnten, daß sie einen ganzen Tag mit der Eisenbahn fahren mußte, um zu uns zu gelangen.

„Ja, ja, Herr Bräuner, es wird für Sie keine leichte Aufgabe sein, diesen Kranken zu pflegen. Er ist der Sohn eines sehr reichen Mannes, noch sehr jung, kaum so alt wie Sie. Ein unsittlicher Lebenswandel hat ihn aber an den Rand des Grabes gebracht. Der Arzt hat, so viel ich weiß, alle Hoffnung für ihn auf-

gegeben, und wie Sie wissen, thut das Herr Dr. Wink nicht so bald. Der junge Kranke soll nicht so leicht zu behandeln sein, alle, die ihn bis jetzt pflegten, haben sich über ihn beklagt. Doch nur Mut, wenn's nicht geht, werde ich Sie ablösen, und wie gesagt, ich glaube, zu lange wird er's nicht mehr treiben."

"Ich werde mein Möglichstes thun, Herr Inspektor," antwortete ich. "Gott möge mir die nötige Geduld und Ruhe geben, daß ich bei dem Kranken auszuharren imstande bin. Wie steht es denn in religiöser Hinsicht?"

"O, da ist's ganz traurig um ihn bestellt, er scheint ein professioneller Gottesleugner zu sein und will bei Leibe nichts von Tod und Ewigkeit hören. Als der Pfarrer ihn einmal besuchte und von religiösen Dingen zu ihm reden wollte, hat er ihm schlantweg die Thür gewiesen."

Ich betrat etwas sorgenvoll das Zimmer des Kranken, dessen Pflege mir für die nächsten Tage anvertraut worden war.

Wie der geneigte Leser sieht, hatte ich meinen Beruf nun doch verändert, ich war aber nicht Prediger oder Missionar, sondern Krankenwärter geworden. Ohne mein eigenes Zuthun war dies so gekommen. Als ich nämlich in einer größeren Fabrikstadt als Kaufmann in einem Kontor beschäftigt war, waren plötzlich die Pocken ausgebrochen. Auch verschiedene von meinen Kollegen wurden von dieser ansteckenden Krankheit ergriffen. Gegen 800 Pockenranke lagen in der Stadt, und in den zu Spitalern eingerichteten Häusern fehlte es sehr an einem tüchtigen Wartpersonal. Von den

Geistlichen und Ärzten der Stadt erschien daher in allen Blättern ein Aufruf, der junge, kräftige Leute zur Mithilfe bei der Verpflegung der Kranken aufforderte. Da ich schon früher einen Samariterkursus genommen, so schien es mir Pflicht, mich dem Komitee, das sich zu diesem Zwecke gebildet hatte, zur Verfügung zu stellen. Mein Prinzipal gab hierzu gerne seine Einwilligung. Nachdem die Epidemie vorüber war, redete mir der Arzt sehr zu, im Krankendienste zu bleiben, da ich hierzu besondere Anlage hätte. Eine verhältnismäßig schöne Stellung, die es mir gestattete, meine Mutter auch fernerhin zu unterstützen, wurde mir am Spital angeboten. Auch der Geistliche der Anstalt sprach mir zu. Ich hielt diesen Ruf für eine besondere Führung Gottes und wagte nicht, ihn abzulehnen. Ich habe es auch nie zu bereuen gehabt, daß ich in den Krankendienst trat, und habe trotz aller Mühe in diesem Berufe bis auf den heutigen Tag reiche Befriedigung gefunden.

Mein Kranker empfing mich mit einem häßlichen Fluchwort, das mir merkwürdig vorkam; ich konnte mich aber im Augenblick auch nicht entsinnen, wo und aus wessen Mund ich dasselbe früher vernommen hatte. Rasch trat ich an sein Bett heran, um nach seinen Wünschen zu fragen. Vor mir lag ein zum Gerippe abgezehrter, totenblaß aussehender Mensch, der mich mit seinen gläsernen Augen unverwandt anstierte. Plötzlich, ich hatte eben zu sprechen begonnen, fuhr er jäh auf und hielt mir seine abgekehrte, krampfhaft geballte Faust entgegen.

„Du hier, du Frömmler, du Mucker, du,“ rief er außer sich vor Erregung mit keuchendem Atem und halberstickter Stimme. „Willst du das Armband? ich habe es nicht, weiß auch nicht, wo es liegen geblieben. Das Armband“ — der Kranke sank zum Tode ermattet in seine Kissen zurück.

Mich überlief es eisigkalt. So also sollte ich meinen grimmigsten Gegner wiedersehen, dessen Feindschaft gegen mich so grenzenlos war, daß er seiner Zeit vor falschem Zeugnis nicht zurückgeschreckt war, um mich zu verderben. Wie entsetzlich war er nun ganz ohne mein Zuthun von Gott gestraft worden! Und wie oft war mir in meiner jugendlichen Thorheit im Gefängnis der Gedanke gekommen, ich müßte mich an diesem Menschen rächen, sobald ich meine Freiheit wieder erhalten hätte.

Der arme Windfeld hatte, nachdem ich ihn in einem solch traurigen Zustande getroffen und wieder erkannt hatte, nur noch wenige Stunden zu leben. Der Arzt, den ich sofort hatte rufen lassen, blieb mit mir an seinem Bette, bis sein Herz stille stand. Zur Besinnung ist er nicht mehr gekommen. Das traurige Ende dieses jungen Mannes hat mich tief erschüttert, und mir den Ernst des göttlichen Gerichts von neuem nahe gelegt. Noch mehr als bisher suchte ich in meinem Leben und Wirken den einzigen Halt in meinem Herrn und Heiland, dessen Gnade ich es allein zu verdanken habe, daß ich in meiner Jugend so geföhrt wurde, daß ich vor Sünde und Unkeuschheit bewahrt blieb.

Unter dem Titel: **Christblumen**

sind in gleich schöner Ausstattung wie vorliegendes bisher 6 Bändchen erschienen.

Preis jeden Bändchens

mit einem farbigen und vielen schwarzen Bildern v. Maler R. Sterl, D. Herrfurth u. a.  
hübsch gebunden

nur 70 Pfg. 10 Grp. mischt nur M. 6.—

Partien L. teilen billiger.

**Inhalts-Verzeichnis:**

Bd. I. Verloren und wieder Ergefunden. Von Gottl. Fischer.  
Mit farbigen Bild.

Christoph, der kleine Aurrendecknabe. Von M. Nathusius.

Verfehlt. Von Fr. Gr.

Wie ihnen geholfen wurde. Von Clara Hagen.

Bd. II. Der armen Witwe Weihnachtsreise. Von M. Nathusius. Mit farbigen Bild.

Ein Weihnachtsbrief an den lieben Heiland.

Winterfreuden für's kleine Volk. Von Fr. Gr.

Am heiligen Abend. Von Gottl. Fischer.

Bd. III. Mutter und Kind. Von Clara Hagen. Mit farb. Bild.  
Die grünseidene Börse.

Unter der Weihnachtslocke.

Die beiden Tannenbäume. Von M. Nathusius.

Bd. IV. Heinrichs Weihnachtsgeschenk. Mit farbigen Bild  
Befriedenheit macht reich. Von Fr. Gr.

Warum? Erzählung von Clara Hagen.

Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt. Von  
Dr. C. Herbst.

Gelig sind, die da leidtragen. Von Gottl. Fischer.

Bd. V. Drei Monate im Schnee.

Die kleine Wäscherin. Von Fr. Gr.

Wie sie wieder zu Ehren kam. Von Clara Hagen. Mit  
farbigem Bild.

Die ersten Schwalben. Von Fr. Gr.

Das Geheimnis der Gottesliebe. Von Mathilde Noos

Bd. VI. Fröhliche Weihnachten. Von Clara Hagen. Mit  
farbigem Bild.

Der Weihnachtsabend des kleinen Tom. Von  
Mathilde Noos.

Der treue Nero. Von Fr. Gr.

Das Allerteuerste. Von Mathilde Noos.

Der wurmfichtige Apfel.

Die Sammlung wird fortgesetzt und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt von der

**Wuppertthauer Traktat-Gesellschaft**  
(C. Biermann) Barmen.

Internationale Jugendbibliothek



047002207155

Edierte in Buchbinderei Vertrieben.

# Barmer Bücherscha

Band 6.

Wunderbar geführt.

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten

von

Ulrich Görner.

Mit Bildern von Maler H. Starcke.

Barmer.

Verlag der Wupperthaler Traktat-Gesellschaft.  
(E. Biermann.)



the scale towards document